H. G. hum.
251 (7.

H. g. hum. 251/7

Spiegel

Spiegel
ohne
Quecksilber,

in welchem alle diejenigen, welche hinein sehen, doch ihr eigenes Bild finden können.

Ein kleiner Beitrag
zur Geschichte der Menschheit
für
Teutschland.

(Heinrich Wilhelm Seyfried)

Frankfurt und Leipzig.
1782.

f. XI. 401

Dem

Hochwürdigsten,

Reichsfrei Hochwohlgebohrnen

Herrn, Herrn

Carl Theodor Anton Maria,

Cämmerer von Worms,

Freiherrn von Dahlberg,

derer Erz- und Hochstifter Mainz, Würzburg und Worms Capitular, Churmainzischer geheimer Rath und Stadthalter in Erfurt

meinem gnädigsten Herrn

Hochwürdigster,
Reichsfrei Hochwohlgebohrner
Herr,
Gnädigster Herr!

Die Liebe und Freundschaft, die **Ew. Hochwürden** und **Gnaden** gegen meinen seligen Vater gefühlet haben, machte mich so dreiste, **Höchstdenselben** gegenwärtigen jugendlichen Versuch unterthänigst und gehorsamst zu widmen. Er ist nichts als eine kleine Probe, mit welchen Augen ich unser itziges Teutschland von einigen Seiten ansehe.

Möchte mir es künftighin glü=
cken, in der Geschichte, Politic und
bildenden Künsten und Wissenschaften
diejenigen Lorbeern zu sammeln, die sich
mein seliger Vater in der besonders
practischen Rechtsgelehrsamkeit erwor=
ben, und die man auf sein Grab ge=
streuet hat! Möchte mir es glücken, so
wie sich mein seliger Vater die Ach=
tung von **Ew. Hochwürden** und
Gnaden zugezogen, **Höchstdieselbe**
in

in der Folge nur in dem geringsten Grade zu verdienen!

Ew. Hochwürden und **Gnaden** sind einer der **grösten Weltweisen** unsers Jahrhunderts — — zu sehr **Patriot** — zu sehr **Menschenfreund**, als einem sieben und zwanzig jährigen Mann ein Geständniß, welches aus dem reinsten Herzen entsprungen, zur Ungnade auszulegen. —

Ich muß hier schweigen, weil junge Männer meiner Gattung, Verdienste groser Patrioten, die die Welt schon lange anerkannt hat, und die Nachwelt zeitlebens anerkennen wird, nicht erheben können.

Mich **Ew. Hochwürden** und **Gnaden** unterthänigst und gehorsamst zu empfehlen — dieß war mein Wunsch — und mit diesem habe ich

die

die Gnade bis an das Ende meiner Tage in tiefster Ehrfurcht zu bestehn

Ew. Hochwürden und Gnaden

unterthänigst und gehorsamster
H. W. Seyfried.

Wenn wir auch unsre so bewunderten Zeiten mit unpartheiischen Augen betrachten, so werden wir sie von der **wahren Menschheit**, von der **gereinigten Vernunft**, und von der **erhabenen Tugend** noch weit entfernt finden, durch welche allein Menschen, Völker und Staaten, wahrhaftig **glücklich** werden können.

Noch stehen der wahren Menschlichkeit unendliche Hindernisse im Wege. —

Iselins Geschichte der Menschheit II. Theil 8tes Buch 39. H. St. p. 461.

Brief

Brief

an den Herrn Hofrath von — L —

statt einer Vorrede.

Hier haben Sie, Verehrtester! meinen jugendlichen Versuch. Daß er, wie er itzt erscheint, so zu sagen nur aphorismisch abgehandelt ist, wissen Sie; gerne hätte ich alles reiflicher überdacht, aber Sie kannten ja die traurige Lage, in die ich, besonders durch den Tod meines mir so unschätzbaren Vaters versetzt wurde! War es da ein Wunder, wenn man mürbe wird? Wenn ein anhaltendes Tröpfeln den Wachsthum der stärksten Eiche zurück setzt, wenn es sie nach und nach durchlöchert, so muß wahrlich eine noch junge Pflanze, wenn ein Wolkenbruch den andern verdrängt, so schnell mit fortgerissen werden als Spreu im Sturm!

Hat gegenwärtiger Versuch das Glück, daß man ihn nicht ganz von der falschen Seite betrachtet, so wird dieses für mich die gröste Aufmunterung seyn, in der Folge bald diesen, bald jenen Paragraphen weitläufiger und gründlicher auszuführen.

Ohngeachtet ich mir wegen der Correctur alle mögliche Mühe gab, so schliche sich doch hie und da ein Fehlerchen mit ein. Einem Mann ihrer Gattung, der selbst Schriftsteller ist, brauche ich es nicht zu sagen, wie leicht man etwas übersehen kann; allein die Zahl der Herrn Recensenten ist in unsern Tagen sehr

gros

gros, die den Augenblick, wenn sie etwa einmal einen Buchstaben vermißt, mit dem guten Rath kömmt, daß Sie dem Verfasser besseres teutsch empfiehlt.

Noch sehe ich mich genöthigt einem gewissen Gerüchte, das mir verschiedene meiner Freunde hinterbracht, zu widerlegen: als ob ich meine Vaterstadt zum Hauptgegenstand meines Spiegels genommen hätte. Allgemein ist nicht local. Und unter 50—60000 Menschen, die hier leben, braucht man eben kein groser Kenner zu seyn, um nicht einige zu treffen.

Sollte aber doch verschiedenen der Gedanke kommen, als ob ich nur auf Frankfurt allein mein Augenmerk gehabt, so bitte ich die Worte des Vater Rabeners zu beherzigen — **daß würklich ein unendlicher Unterschied zwischen einer Satire, und einem Pasquille sey; daß man die Fehler der Menschen lächerlich machen könne, ohne einen Menschen lächerlich zu machen, daß man als Satirenschreiber spotten und doch mit redlichem Herzen ein Menschenfreund, ein Patriot seyn könne.** Ich bin u. s. w.

---

§. 1.

Absicht.

So physisch ohnmöglich es ist, in einem Spiegel ohne Quecksilber sein ganzes Ebenbild zu sehn: desto mehr ist man in dem Stande, es auf eine politische Weise zu thun.

Teutschland also, nicht immer wie es seyn soll, sondern wie es im Durchschnitt genommen, itzt, gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts in einigen Stücken ist, soll der Gegenstand seyn, den ich hier kürzlich auf eine unpartheiische Art abhandeln werde.

§. 2.

Staaten überhaupt.

Ob der monarchische, aristocratische, oder democratische Staat der Beste sey? — darüber erwarte man von mir keine Erörterung. Man hat ganze Bände davon geschrieben, und was man in dem ersten behauptet, in

dem andern wieder verworfen. Nur so viel will ich zu meiner Absicht berühren, daß in unsern Zeiten die democratische Verfassung mehreren Gefahren unterworfen ist, mehrere Hindernisse aus dem Weg zu räumen hat, als die aristocratische, und monarchische — Ist in dem letzten Fall der Monarch gut und weise, die Diener des Staats rechtschaffen, so ist ohnstreitig der monarchische Staat am besten, am glücklichsten. Ob dieser Satz wahr sey; habe ich bei dem Schluß meiner Abhandlung bewiesen.

§. 3.

Diener des Staats. Besoldung. Untreue.

Ein monarchischer, oder aristocratischer, oder democratischer Staat wird niemals gut verwaltet werden, wenn er nicht mit einsichtsvollen Räthen besetzt ist. Diese können am meisten beitragen, daß Gerechtigkeit gehandhabt, und Verbrechen bestraft werden: denn ein Regent, wenn er auch noch so weise, noch so viele Einsichten besitzt — ist ein Mensch, der nicht allenthalben seyn kann. Wie aber können die Räthe Gerechtigkeit ausüben, Verbrechen ahnden, wenn sie oft selbst aus Noth das thun müssen, was sie bei andern bestrafen? — Wenn der Mann Tag und Nacht

zum

zum Besten des Staats arbeitet, und für seine Bemühung eine solche Besoldung erhält, wodurch er sein Weib und Kinder nicht nach seinem Stand ernähren und erziehen kann — ist es ihm zu verdenken, wenn er Gelder unterschlägt? — wenn er Geschenke über die Unschuldige nimmt? -- Wie, wenn ein Mensch von allen Seiten verachtet, verspottet, verläumdet wird, wenn man ihm Ehre und Credit zu entziehen sucht; wenn er sich nicht zu arbeiten schämt, aber keine Arbeit erhält, wenn er, um nicht Hungers zu sterben, in der grösten Noth ein Brod von dem Beckerladen nimmt, ist dieser ein Dieb? — Gleiche Bewandniß hat es mit den Dienern des Staats. Wer leidet am meisten? — der, den es betrift. Wer hat die gröste Verantwortung? — der, der sie besoldet. — Ich glaube gewiß, daß mancher arme Sünder seeliger stirbt, als der unter Begleitung des glänzensten Leichengepränges in die Erde verscharrt, oder in der Kirche beigesetzt wird.

Ein Regent, oder jeder andere Staat also, wenn er treue, rechtschaffene Diener haben will, muß sie auch hinlänglich besolden. Geschieht dieses nicht, so ist der Diener ärmer als der Bauer, und noch weniger als ein Bettler. Man wird mir antworten, daß es viele Staaten gebe, wo die Diener gut besoldet,

und doch bisweilen auf den Weg der Untreue angetroffen werden. Freilich lehren uns leider die tägliche Beispiele, daß oft Diener, Lieblinge der Regenten, der Bürgerschaft, alle ihre Pflichten vergessen, auf die schändlichste Art, Treu und Glauben brechen; desto gröser aber ist für den Staat die Beruhigung, wenn es ohne sein Verschulden geschieht: der Diener hingegen verdient eine desto nachdrücklichere Züchtigung. Man mag die Sache betrachten, wie man will, so hat es Staaten gegeben, wo die Diener wenig Besoldung erhielten, und daher sich genöthiget sahen, verbottene Mittel zu ergreifen, um das bischen Leben durchzubringen, und theils solche, wo die Diener reichlich belohnt, und doch schändliche Verräther, an dem Staat geworden sind. Dergleichen Staaten finden wir noch, und werden sie bis an das Ende der Welt finden.

§. 4.

Allgemeine Erziehung.

Es ist wohl nicht genug, wenn ein Staat, ein Regent auf rechtschaffene Diener sieht, er muß vorzüglich auch auf gute Erziehungsanstalten bedacht seyn. Hier schleicht sich oft die Sparsamkeit ein, die ich, so ein groses Verdienst sie ist, doch nicht an dem Ort sehn möchte. So habe ich Städte kennen lernen, in welchen

chen die Aeltern ihre Kinder von der Wiege an ganz verzärtelten. Ihre ohnehin noch schwache Natur mit Thee und warmen Wasser überschwemmten. Alle Mühe anwendeten, um von keinem Lüftchen angeweht zu werden; desto mehr sie in die wärmste Zimmer einsperrten, um nicht den Magen zu erkälten. Der Erfolg war der, daß sie kränkelten, die Ausschweifungen kamen dazu, und zerrütteten noch die hoffnungsvolle Reste der Gesundheit. Ich will weiter gehen.

§. 5. Erziehung der Jünglinge.

Ehehin gewöhnte man seine Jungen zu der Arbeit, der Bauer zum Pflug, der Soldat zum Degen, der Gelehrte zu der Feder und den Büchern, der Handelsmann auf das Comptoir: Itzt habe ich, besonders in Handelsstädten, das Gegentheil gefunden. Der Vater muß nicht selten des Sohnes Stelle vertretten. Der Sohn thut, was er will. Er spielt den süssen Herrn, den schmachtenden Liebhaber, den prächtigen Freigebigen. Ich rechne vorzüglich den Sohn eines Handelsmannes hieher. Den Gelehrten sieht er, wie seinen Handlanger an. Er würdigt ihn kaum eines Blicks. Er geht in Gold und Silber. Das theuerste ist ihm gut genug. Er hält sein Reitpferd, seine Maitresse.

tresse. Setzt zwanzig oder mehrere Carolins auf eine Carte, und das Ende davon ist, daß er sich, seine Familie und andere ehrliche Leute hintergeht, Treu und Glauben bricht und als ein Schurk sein Vaterland verlassen muß.

§. 6.
Erziehung der Mädchen.

Diese ist nach Verhältniß eben so arg, wo nicht ärger. Man erzieht die wenigste mehr zu der Bestimmung, zu der sie die Vorsehung schuf. Man lernt sie nichts weniger als eine gute Haushaltung führen. In der Jugend werden die Meiste an dem Spieltische erzogen. Sie hören von nichts als neuen Moden reden. Treten sie in den Ehestand; so wird der Mann oft ein Hahnrei. Sie zanken mit ihrem Gesinde und glauben, daß sie als Frau alles besser wüsten. Weiß die Frau Tochter noch nicht alles, so giebt ihr die Frau Mama noch Unterricht, wie sie neue Eroberungen machen und diese fortführen könne, um ja den Ton der grosen Welt zu erhöhen. Nun zu den

§. 7.
Schulanstalten.

In der That kann kein Jahrhundert so viele Erziehungsschriften aufweisen, als das

achtzehnte. Man schreibt und schreibt und die wenigste Kinder werden nach ihrem Genie behandelt. Die Schullehrer haben meistentheils keine andere Mittel, als den Stock. Sie wissen keinen Unterschied unter den Kindern zu machen: Haben sie ein gutes, ein heimtückisches Herz? Begehen sie Fehler aus Vorsatz, Bosheit, oder Uebereilung? Alles ist ihnen gleichgültig.

§. 8.
Gymnasien.

Was dort der Stock nicht thut, wirkt hier das Geld. Die Lehrer bekommen oft wenig Besoldung; Dafür müssen sie sich an den Kindern schadlos halten. Auch da ist nicht viel zu thun. Aeltern von Stande, von Einsichten schicken ihre Kinder wenig mehr in diese Schulen, weil sie die Verfassung kannten.

§. 9.
Lehrer, Vorgesetzte.

Das übelste dabei ist, daß die Vorgesetzte wenig Aufmerksamkeit auf die Schulanstalten haben. Durch ihr Betragen verschlimmern sie sie noch mehr. Die Genies der Jünglinge prüfen sie nicht. Sie gähnen, wenn sich eins in diesem oder jenem Fach hervor thut. Sie tadeln mehr. Die Aufmunterung kömmt

in die Vergessenheit. Die Lehrer selbst werden vor der Jugend lächerlich gemacht und in ihrer ganzen Blöse dargestellt — doch trift dieß in Frankfurt nicht ein, indem die gute Obrigkeit nach ihren Kräften prüft und unterstützt.

§. 10.

Aeltern. Hofmeister. Kinder.

Die Lehrer wenden oft alle Mühe auf die Erziehung der Kinder an: die Aeltern aber vereiteln bisweilen die beste, heilsamste Absichten. Die Väter, besonders Mütter wirken hierzu am meisten. Ihr Sohn, oder Tochter verräth ein heimtückisches Herz. Der Lehrer bestraft solche Fehltritte auf das schärfste. Itzt sucht sich der Bestrafte an dem Lehrer zu rächen. Er geht voll von Bosheit und Arglist nach Hause, und giebt der Sache eine andere Wendung. Die Aeltern glauben es, schimpfen auf den Lehrer, bedauern ihr bestraftes Kind, und schicken es nicht mehr in die Schule. Bei dem gemeinen Mann tragen sich solche Fälle am häufigsten zu. Vornehmere hingegen halten entweder ihren Kindern Privatlehrer, oder leidet es ihr Beutel, Hofmeister. In der That thun sie am besten, wenn sie ihren Kindern einen rechtschaffenen Mann anvertrauen. Rechtschaffen aber ist noch nicht genug, er muß auch erfahren und ein solcher Mann seyn, der seinen Zögling auf keine pe-

dan-

dantische Art erzieht. Dieser Fall trift gemeiniglich hier ein. Es ist noch nicht hinlänglich, wenn er Sprachen, Music und Geschichte versteht, sondern eine gute Lebensart wird erwartet. Trauriger Gedanke! wenn ich oft adeliche und sehr reiche Familien sehe, die einen Mann für ihre Kinder zum Hofmeister bestimmt haben, der zwar einige Sprachen und Geschichte, aber dabei die schlechteste roheste Lebensart besitzt, seine Zöglinge mit den Studien straft, und sie nur, wenn sie artig gewesen sind, davon befreit. Auffallend ist es mir immer, wenn man Männern solche Stellen anvertraut, die kaum ihr zwanzigstes Jahr erreicht haben, und die Welt daher noch gar nicht kennen. Wenn die Meiste überlegten, was für ein Unterschied zwischen einem Informator und Hofmeister wäre: wie viele Kenntnisse des Menschens, des Herzens, der Welt, der Natur erfordert würde, um das Genie des jungen Mannes nicht zu ersticken, sondern fortzuhelfen; oft mit Vorbedacht kleine Fehler begehen zu lassen, um ihn klüger zu machen und grösere zu verhüten, ihn stufenweise in die grose Welt zu führen, mit rechtschaffenen Frauenzimmern bekannt zu machen, um seine Lebensart zu verfeinern, ihm für den sinnlichen Vergnügungen durch die traurige Folgen einen Abscheu beizubringen u. d. g. Wie viele haben wir, die so denken, so handeln? — Daß

sich die Zahl der guten Hofmeister verringern muß, ist mir sehr begreiflich. Wenn sich ein solcher Mann, der sich der Erziehung und Bildung eines Jünglings widmet, wenn er der Erde einen nützlichen Bewohner mehr gegeben, und seine beste Jahre darüber zugebracht hat — was hernach? — Selten denkt man an die Dienste, die er in der vergangenen Zeit geleistet — Alle seine Bemühungen kommen in die Vergessenheit. **Was soll man mit dem Mann anfangen**, heißt es — **Er ißt und trinkt und ist zur Last.** Hier wirkt der Eigennutz. Ist der Hofmeister ein Geistlicher, so sucht man ihm eine kleine Dorfspfarre zu verschaffen, doch mit dem Beding, daß er eine Kammerzofe heurathet: ist er ein Rechtsgelehrter, oder schönen Wissenschaften Beflissener, so sucht man ihn auf eine Schreibstube, nicht als Schreiber, sondern als Secretair, denn dieses Wörtchen klingt vornehmer, zu bringen, oder wenn das vorhergehende nicht gehen will, so giebt man dem Herrn Hofmeister den Vorschlag Stunden zu geben, mit dem Versprechen, ihn auf das beste zu empfehlen. Bei solchen Aussichten ist es wahrlich keinem Mann von Kopf zu verdenken, wenn er sich solchen wichtigen Stellen nicht widmet.

Mit den sogenannten Gouvernantinnen hat es gleiche Beschaffenheit. Das junge gnädige Fräulein wird zwar ein französischer Papa-

gei; aber eine gute Haushaltung führen, die Speisen zubereiten, einen ortographischen Brief aufsetzen zu lernen, alles dieses hält man für unnöthig. Oft würde es auch das gnädige Fräulein gern lernen allein die Gouvernantin oder Mademoiselle weiß selbst nicht, was zu der Küche, Haushaltungswesen und rechtschaffenen Aufführung gehört. So gering ihre Einsicht darinnen ist; desto mehrere Anlage hat sie zur Buhlerei. Aus allem diesem ergiebt sich, daß meistentheils die Aeltern schuld sind — durch solche Handlungen wird das Wohl der Kinder verscherzt. Jünglinge, Mädchen, aus den man gute Väter, gute Ehemänner, gute Mütter, gute sanfte Weiber bilden könnte, werden schlechte Mütter, schlechte Weiber, schlechte Väter, schlechte Männer, und noch elendere Bürger des Staats.

In der That verrathen allemal Aeltern von eben ermeldter Art die wenigste Kenntnis des Herzens. Und wenn sie nur überlegten, wie sehr sie sich theils dem Geschwätze der Leute, und in der Folge, dem Vorwurf der Kinder, wenn sie zu reifern Jahren gekommen, aussetzten — Der Vernünftige denkt sein Theil und — — schweigt; — der Dumme aber, und dieser Haufen ist, dünkt mich, allenthalben am grösten, hört, schwatzt, wie ein altes Weib ohne vorher geprüft zu haben. —

Eben

Eben so schlimm ist es, wenn Aeltern für ihre Kinder zu sehr eingenommen sind. Ich habe oft bemerkt, daß diejenige Aeltern, die am meisten sich an ófentlichen Plätzen über die Erziehung der Kinder aufhalten, den ihrigen theils alle Unarten erlauben, und theils, wenn sie einmal eine Seite leidlich und Fehler frei geschrieben haben, destomehr loben, und allenthalben die grose Verdienste rühmen: Noch schlimmer aber ist es, wenn Aeltern zu wenig von ihren Kindern halten. Wenn diese sich nicht in allen Stücken in ihre Launen schicken, Gelegenheit suchen, sie öffentlich zu tadeln — zu beschimpfen, und oft aus keiner Ursache, als aus dieser, weil sie sich der Wissenschaft nicht widmen, zu der sie die Aeltern bestimmt haben. — Traurig ist es mir oft vorgekommen, wenn ich bisweilen junge Männer sahe, die der Welt in diesem oder jenem Fach hätten nützen können, und man vermauerte den Weg, den sie mit Ehre in der Folge gewiß zurückgelegt hätten. — Wie mancher nützlicher Bürger, wird auf eine solche Art dem Staat entzogen. Aeltern! wenn euch Gott Kinder gegeben, so prüft ihre Herzen, nützt den Rath vernünftiger Freunde. Aber folget nicht dem Rath eurer Busenfreunde und den sogenannten Frau Baasen: Ihr freut euch, wenn sie euch in allem recht geben, und bedenkt nicht, daß es aus keiner Ursache geschieht, als von

euren Schwächen Vortheil zu ziehen, und am Ende doch über eure eigene Schwäche spotten. Oft seyd ihr zu sehr für eure Kinder eingenommen, oder erklärt sie, wenn sie das, was euer Wunsch gewesen war, nicht werden wollen, für ganz unwissende, zu jedem Gegenstand untüchtige Köpfe. Wenn auch Vaters — Mutterliebe nicht einträte, so befiehlt es doch schon die Menschenliebe, noch mehr die Religion, das beste von den Menschen zu reden, noch mehr von denen, die von eurem Blut erzeugt sind.

Habt ihr Söhne, und nahen sie sich den Jahren, wo Körper, Seele und der Verstand seine Reife erhalten, nnd merkt ihr daß sie zu einer Wissenschaft wahre Neigung und Genie von der Natur erhalten haben — so laßt sie — der junge Mann wird gewiß sein Glück finden. Ist es da nicht, so ist es dort — Gerathen sie in Versuchungen, so warnt sie, aber schüttet das Kind nicht mit dem Bade aus. Denn je mher dumme Streiche ein Jüngling begangen, je mehrere edlere und nützlichere Handlungen wird er gewiß als Mann leisten. Wollt ihr aber als Tyrannen handeln, so murret nicht, wenn euch euer Fleisch und Blut, an statt die kindliche Ehrfurcht zu bezeugen, flucht, denn ihr waret selbst schuld — ihr reiztet eure Kinder zum Zorn, und behandeltet sie knechtisch. —

Ihr

Ihr aber ihr Kinder, die ihr zu den Jahren gekommen, wo ihr einseht, was Vater, was Mutter ist — vergeßt auch eure Pflicht nicht — bedenkt, daß ihr auch dereinstens Väter und Mütter werdet, und daß das Wiedervergeltungsrecht gewiß nicht ausbleibt — die Schrift lügt nicht. —

Man verzeihe mir, daß ich hier etwas weitläufig war: meine Empfindungen rissen mich zu sehr nieder — und ein Wort zu seiner Zeit, wenn es auch schon oft wiederholt worden ist, schadet niemals. —

§. 11.

Democratie. Aristocratie. Monarchie.

Ferne sey es von mir, daß ich hier behaupten will, als ob ich die Erziehungsanstalten allenthalben so traurig angetroffen hätte. Allerdings trift man noch an, welche stolz darauf seyn können, würdige und nützliche Mitglieder der Welt gebildet zu haben, und noch bilden. Nur in den democratischen Staaten, sage ich, sind sowohl die niedere als höhere Schulen im ganzen genommen, nicht immer die Beste. Einigen scheint das unbegreiflich, mir aber nicht. Man wirft oft die Schuld auf die Obrigkeit,

keit, sobald man aber der Sache nachdenkt, so wird man finden, daß dieser Vorwurf sehr ungerecht ist. So wie der Regent — es versteht sich, wenn er kein Souverain ist — ohne Zuziehung der Landesstände, nichts allgemeines vornehmen kann, so darf auf der andern Seite eine Obrigkeit niemal etwas für das gemeine Beste ohne Zuziehung der bürgerlichen Collegien thun. Die Obrigkeit findet oft eine Verbesserung des Staates nöthig: sie steht mit den bürgerlichen in Unterhandlungen, und diese, so bald sie hören, daß es etwas Geld koste, schreien aus vollem Halse, **nein, nein — das geht nicht, das dürfen wir nicht, die Burgerschaft, oder Unterthanen verliehren zu viel, die Casse wird zu sehr erschöpft.** — Ich will, um deutlich zu seyn, nur ein Beispiel anführen.

Es fehlt an guten Lehrern; die Lücken sollen also mit tüchtigere Personen ergänzt werden. Um diese zu erhalten, so müssen diejenige, die man zu dem Lehramt beruft, eine stärkere Besoldung bekommen. Die Obrigkeit ist dazu bereit; die Stände aber oder andere Collegia setzen sich dagegen, beschwehren sich wegen der Zulage und hintertreiben auf eine solche Art die beste nützlichste Anstalten. Auf der einen Seite suchen sie hundert Ducaten zu sparen, und auf der andern den-

ken

ken sie nicht daran, daß ihr eigener Nutzen leidet; daß ihre Kinder eine entgegengesetzte Erziehung erhalten und in der Folge der Staat eine grösere Anzahl schlechte Mitglieder mehr bekömmt. Die Sache verhält sich eben so, wie mit den andern Dienern des Staats, wovon ich schon in dem dritten §. geredet habe — Aber woran liegt es? Ohnstreitig ist eine Ursache mit davon, daß sie die Welt entweder gar nicht sehen, höchstens aber bis nach Paris kommen, und denn als ein französisches Stutzerchen in ihr Vaterland zurückkehren. Noch eine Ursache fällt mir ein. — Die Kinder derjenigen Personen, die die Stände oder Collegien ausmachen, haben bisweilen das Recht, daß sie nach Absterben der Väter an ihre Stellen treten — da denkt denn mancher, was brauchst du dir den Kopf so anzustrengen, so stark zu arbeiten, du wirst mit der Zeit doch das, was dein Vater ist — du magst etwas, oder nichts verstehn. Bei diesem Grundsatz ist es wohl kein Wunder, wenn alles den Krebsgang geht. Die Söhne treten mit der Zeit an die Stelle ihrer Väter. An ernsthafte Geschäfte sind sie nicht gewöhnt: das Wohl des Staats liegt ihnen wenig an dem Herzen, und findet sich auch hie und da ein Mann, der seine Mitbürger leiden sieht, und gerne ihnen helfen will, so wird er durch die andere überstimmt, und genöthigt, seine fromme Wünsche

aufzugeben — Der Herr Baron von * bleibt mir in diesem Stück ein verehrungswürdiger Mann. Gott gab mir Kinder, sagte er, er gab mir Vermögen; ich habe also die Mittel in den Händen, um aus meinen Söhnen tüchtige Weltbürger zu bilden. So bald sie in den nöthigen Sachen ihren Grund gelegt haben, und von Universitäten zurück sind; so sollen mir die Jungen reisen, damit sie sehen, daß die Welt nicht mit Brettern vernagelt ist: sollen andere Gegenden, Regierungen, Völker genauer kennen lernen, das nützlichste aufschreiben, und dann, wann sie zurückkommen, das Gute, welches sie gesammelt, zum Nutzen ihrer Vaterstadt anwenden. Denn, fuhr er fort, natürlich ist es, daß, je mehr Kenntnisse einer gesammelt, je mehr ist er in dem Stande, dem Staat zu dienen; und je einfältiger er ist, je weniger er die Welt kennt, je mehr schadet er dem Staat. Durch seine Geburt erhält er zwar eine Beförderung, die oft auf den Staat den grösten Einfluß hat, und durch seine Dummheit entstehen oft, ohne es selbst zu wissen, die gröste Zerrüttungen. — Mit den aristocratischen Staaten geht es in vielen Stücken besser. Zu grosen Ehrenstellen gelangt zwar niemand, als die sogenannten Nobiles & Patricii. Sie setzen sich in Furcht und Ansehen: aber dieses muß man ihnen einräumen, daß der Staat gut durch sie verwaltet wird. Die Män-

ner sind gereist, haben Kenntniß des Herzens und der Welt, Erfahrungen, und sind daher im Stande, das Wohl des Staats besser zu befördern. — Von der Monarchie habe ich schon in dem 2ten §. geredet, und das übrige folgt versprochenermassen am Schluß.

§. 12.

Universitäten.

Wenn die Universitäten alle das wären, was sie seyn sollten, so würde ein jeder Staat mehrere nützlichere Bürger haben, als er jetzt hat. Ist sie klein, so ist die Lebensart der Studierenden sehr wild, ungezogen: ist sie grösser, so verdirbt der Luxus alle Absichten. Der Pracht an Kleidern ist auf verschiedenen bis auf das höchste gestiegen, und kann keine guten Folgen nach sich ziehen. Wie, wenn man eine allgemeine Uniform einführte, nicht kostbar, aber auch nicht schlecht? — Ein anderer Gegenstand will mir gleichfalls nicht in den Kopf — er betrift die Strafen. — Begeht ein Student einen Fehltritt, so wird er mit Geld bestraft — warum mit keinem Carcer, oder Arrest? gewiß würde sie mehr Eindruck machen, als die Geldstrafe, denn diese empfindet der Studierende nicht, destomehr aber der Beutel der Aeltern; deßgleichen wünschte ich den zu grosen Credit ganz abgeschaft zu sehn.

Er

Er ist bei vielen ein Verderben der Jünglinge. Sie bekümmern sich wenig, wo das Geld her kömmt. Giebt man ihnen Credit, so borgen sie darauf los, und sind sie leichtsinnig und gutherzig, so stecken sie in Schulden und können sich nicht mehr retten. Billig sollten und könnten auch hier andere Maasregeln getroffen werden. — Doch ist leider das Wörtchen Eigennutz zu sehr eingerissen. Ich bin auf verschiedenen Universitäten gewesen, wo nicht einmal die Lehrer die Collegia ausgelesen, in dem Gegentheil mit den Studierenden gezecht und geschmaust haben. Noch einen Gegenstand muß ich berühren, der dem Staat sehr zum Nachtheil gereicht und der ist der Doctorhuth. Der Herr Candidat mag heut zu Tage etwas oder gar nichts verstehen — so zahlt er — wenn es sein Beutel aushält, für das Examen und Disputation die gewöhnliche Taxe, und um recht gelehrt zu seyn, so giebt er einige Ducaten mehr und nun ist er Herr Doctor. Wie sind nun solche Männer fähig dem Staate zu dienen, auf seinen Nutzen, seine Ehre zu sehn. — Traurig ist es, daß man itzt unter hundert Doctores juris oder Medicinæ kaum 10 findet, die ihrer Sache gewachsen sind. — Wenn nun solche Leute, die auf Universitäten nichts als Spiel, Wein, Liebe genossen, in ihrer Vaterstadt Beförderung erhalten — was entsteht daraus? —

§. 13.

Künste. Wissenschaften. Belohnungen.

Daß die Künste und Wissenschaften selten ihr Glück machen werden. Findet sich auch ein Mann, dem die Natur Talente gab, so werden sie erstickt; die beste Arbeiten gleichgültig angesehn, und anstatt belohnt, desto lächerlicher gemacht.

§. 14.

Gesetze. Gerechtigkeit. Bedienungen.

Zu bedauern ist es, daß an vielen Oertern blendendes Gold die Kraft hat, die strengste Gesetze in Billigkeit, und die gröste Verbrechen in Gerechtigkeit zu verwandeln. Ohnstreitig tritt hier ein Grund ein, den ich oben im 3ten §. schon angegeben habe. Der Eigensinn thut auch das seinige; desgleichen die Unwissenheit. Wie viele Bedienungen haben wir nicht, die mit Geld erkauft sind? Je mehr einer giebt, je gelehrter ist er in den Augen desjenigen, der die Summe erhält. Traurig ist es, daß man in unsern Zeiten mit solchen Gegenständen, von denen oft die Glückseligkeit ganzer Länder abhängt, so spielt, wie das

Kind

Kind mit seiner Puppe. Der Rechtschaffene, der Mann von Ehre, von Grundsätzen, von Kenntnissen hat sich alle Mühe gegeben, um sein Vaterland kennen zu lernen, und sein bischen Vermögen zugesetzt. Mit Recht macht er sich auf eine Versorgung Hoffnung — und leider muß er oft sehn, wie Fremde ihm vorgezogen werden — und sind es keine Fremde, so sind es die Herrn Vetterchen. Auch hier in Frankfurt können sich die Eingebohrne freuen, daß ihnen die Fremde die Dienste nicht wegcapern dörfen. Und auch hier wird man die weise Verordnungen der Obrigkeit erkennen. — Man erlaube mir, daß ich, ehe ich fortfahre, noch etwas nachhole, das mir hier nicht unwichtig scheint.

§. 15.

Lebenslauf eines Adelichen.

Der liebe Junker wird zu den schönen Wissenschaften angehalten. Reiten, tanzen, spielen, Mädchen die Hände küssen u. s. w. sind seine erste Beschäftigungen. In die öffentliche Schulen ihn zu schicken, leidet sein Stand nicht. Man hält ihm einen Hofmeister, der oft kaum den Cornelius Nepos mit Hilfe des Sinceri erklären kann. Die Frage, ob er gründliche Wissenschaften besitzt? wird hier übergangen. Wenn er nur einige Kennt-

nisse von den Romanen, Gedichten und Theater hat, seine Frau Principalin zu beleben, ihre Hand weich zu drücken und ihren Mund sanft zu berühren versteht. Der Junker geht endlich auf Universitäten. Nicht um klüger zu werden, sondern sich gute Tage zu machen. Da sein gnädiger Herr Papa Geld besitzt, so hält er sich für einen Thoren, seine Seelenkräfte anzustrengen. Doctor werden ist seine Sache nicht. Er schämt sich eine solche Handlung zu begehn, und hält sie zu bürgerlich. Nach den Universitätsjahren geht er auf Reisen. Mit Nutzen die Welt zu sehn, hält er zu beschwerlich. Sein gröstes Augenmerk ist allemahl auf die Schönen, die sich in der Stadt befinden, gerichtet. Verschwendet Summen Geld, bis daß er einmal bei einer Dame Gehör findet. Hat sie ihm von seinem Geld geholfen, so giebt sie ihm den Abschied. Endlich kömmt er wieder in sein Vaterland zurück. Nun sucht er sich zu setzen. Er kauft einen Hofraths- oder geheimen Rathstitel, heurathet, und bringt sein Leben mit essen, trinken, spielen und schlafen zu.

§. 16.

Lebenslauf eines Bürgerlichen.

Ob es gleich viele unter den Bürgerlichen giebt, die den Adelichen hierinnen nicht nachstehen,

stehen; die nur darauf ausgehen, eine reiche Frau zu heurathen, um von ihrem Geld zu leben, und ein grösserer Tagdieb zu seyn; so zeigt sich doch mancher, der einen solchen Lebenswandel führt, um sich ein glückliches Alter zu versprechen. Franz fühlt in seiner Kindheit schon eine Sehnsucht nach den Büchern. Seine Aeltern, wenn sie die Erziehung verstehen — (leider haben die meisten keine Einsicht davon, und ersticken nicht selten die Genies ihrer Söhne. So kenne ich verschiedene Damen, die ihren Söhnen, wenn sie sich einige Stunden über den Büchern befinden, wehren, und ihnen selbst dadurch Gelegenheit zu Ausschweifungen geben. Ich fragte sie, (da ich bisweilen selbst ein Augenzeuge war) um die Ursache, und sie antworteten, ihre Söhne möchten den Kopf zu sehr anstrengen, und krank werden) — versäumen keine Gelegenheit, ihrem hoffnungsvollen Jungen nach seinen Talenten bilden und erziehen zu lassen. Religion, Rechtschaffenheit ist das erste, was sie ihm stets einzuprägen suchen. Er wird älter. Die Begriffe entwickeln sich mehr. Der junge Mensch wird zu den bildenden Künsten und Sprachen angehalten. Die Zeit naht heran, sich einer solchen Wissenschaft zu widmen, um dereinstens seines Unterhalts gewiß zu seyn. Er geht auf Universitäten. Er wendet seine Zeit an, wie er soll. Bisweilen trift es sich, daß

er hernach die Welt sehn kann, um seine Kenntnisse zu erweitern. Er wird ein Mann von Verdiensten, von Erfahrungen — Man bietet ihm Dienste an, schlägt sie alle aus, geht nach seiner Vaterstadt zurück, um die Pflichten eines Patrioten und Menschenfreundes zu erfüllen.

§. 17.

Lebenslauf eines gnädigen Fräuleins und bürgerlichen Jungfer.

Auf der andern Seite erhalten diejenige Damen eben eine so elende Erziehung. Die meiste wissen von nichts, als Putz, Ueppigkeit, Spiel und andern eiteln Ergötzlichkeiten zu reden. Kaum erreichen sie ihr fünfzehntes Jahr, so fühlen sie einen innern Beruf in den Armen eines Junkers Schutz zu suchen. Sich mit Bürgerlichen abgeben, halten sie für Schande — Ich erinnere mich verschiedener gnädigen Fräuleins, die einen dummen elenden Dorfjunker, dem würdigsten, aber bürgerlichen Gelehrten vorgezogen haben — und zwar in der Absicht, um in der Folge gnädige Frau zu heissen. Und doch bleiben viele, weil ihnen das Geld fehlte, sitzen. Gleiche Bewandniß hat es mit den bürgerlichen Damen. Diese geben den Adelichen in vielen Stücken nichts nach. Je ärmer, je geringer sie von Geburt

burt sind, desto mehr dummer Stolz und Eitelkeit herrscht in ihrer Lebensart. Alles hängen sie an Putz, um sich noch einen Mann zu verschaffen: half dieser nichts, so war vielen ihr Loos, daß sie als entjungferte Jungfern aus dieser Welt giengen.

Itzt, glaube ich in dem Stande zu seyn, die Folgen, die aus diesen Lebensläufen entspringen, deutlicher zu schildern.

§. 18.

Rechtsgelehrsamkeit.

In — — k — — lernte ich einen Rechtsgelehrten kennen, dessen Caracter ich als eines der seltensten Beispiele nicht vorenthalten kann. Er hatte sein Fach aus den Quellen erlernt. Sein Herz, seine Denkungsart war edel, redlichdenkend. Er kannte keine andere Beschäftigungen, als seinem Nebenmenschen zu dienen, und jedem das Seinige zu erhalten. Auf diese Art rettete er viele Unglückliche von der Todes- viele von der Gefängnisstrafe, trocknete manche Thräne einer nothleidenden Wittwe, oder sonst hilflosen Waisen. Seine Handlungen wurden täglich bekannter. Könige, Fürsten würdigten ihn seines Zutrauens. So gros die Ehre war, die er von so vielen Fürsten erhielte, so gros war

auch in seinem Hause das Vergnügen, welches er in dem Umgang seiner liebenswürdigen Gattin empfand. Sie wandte alles an, um ihren Mann, wenn er von ernsthaften Geschäften zurück kam, zu erheitern. In ihren Armen fand er Trost, wenn er vielen Verdruß auszuhauchen hatte. Alle Gelder, die er einnahm, brachte er ihr: das treue Weib hob sie sorgfältig auf, bestritte die Haushaltung und das Uebrige wurde zu Capitalien gemacht, damit sie den Kindern nach ihrem Tode etwas hinterliessen. Ihre Familie bestund in einem Sohn und einer Tochter. Beide erzogen sie selbst. Das Mädchen zu der Haushaltung und den Sohn zu den Wissenschaften. Der Vater gab ihm selbst Unterweisung, denn sagte er: kann ich so vielen Menschen meine Zeit schenken, so bin ich dieses noch mehr meinem Sohn schuldig. In der That waren mir diese beide Personen ein Muster von einer Ehe. Eins war dem andern sein gröstes Glück.

Freilich traf ich wenig Gelehrte von dieser Gattung an; desto mehr aber von der andern. Wie viele Rechtsgelehrte sind nicht in der Welt, die sich wenig um die Leute bekümmern, denen sie dienen; die, ohne vorher den Rechtsstreit reiflich zu überdenken, in den Tag hinein schreiben. Aus Kleinigkeiten Riesengeschäfte machen, um die Leute zu überraschen;

schen; in einem Ton sprechen, der gelehrt und erhaben scheinen soll, und es nichts weniger ist; die die ungerechteste Sachen durch Chicanen, ehrenrührische Worte, und andere Verläumdungen in die rechtmäsigste zu verwandeln suchen; die die Leute so um das Geld bringen, daß sie Ach und Weh schreien; die sich beständig so vieler Processe zu führen rühmen, und die man doch auf allen Bällen, Concerten, Gesellschaften und Lustbarkeiten zu sehn bekömmt; die sich von niemand etwas sagen lassen und geschieht es, so werden sie unwillig und glauben, weil sie auf Universitäten gewesen sind, klüger, als alle andere zu seyn —— Mit einem Worte: so klein die Zahl der gründlich und redlich denkenden Rechtsgelehrten ist, so ansehnlich ist noch diejenige, deren Herzen entweder von Bosheit, Eigennuz oder Dummheit beherrscht wird.

§. 19.

Arzeneigelehrsamkeit.

Diese hat mit der Rechtsgelehrsamkeit viele Aehnlichkeit; nur tritt der Unterschied ein, daß diese, wenn sie übel angewendet wird, um Ehre und Vermögen bringt, jene aber um die Gesundheit. Auch dieses Fach ist von so vielen Leuten besezt, die, anstatt gründliche Kenntnisse von dem menschlichen Cörper, Pflanzen, und

und andern Producten zu besitzen, genaue Untersuchungen von den Krankheiten anzustellen, eher den Caracter eines Quacksalbers und Marktschreiers verdienen, sich für ihre Pfuscherei doppelt und dreifach bezahlen lassen, und den Kirchhof destomehr vermehren.

§. 20.

Der geistliche Stand.

Wenn sich in jedem Stand schlechte Mitglieder befinden, so ist es natürlich, daß der geistliche Stand auch nicht davon ausgeschlossen ist. Thut man einen Blick in die vergangene Zeit zurück; so findet man, daß die rechtschaffenste, gelehrteste und reichste Leute ihren Kindern mit Freuden diesen Stand erwählen ließen, itzt erfolgt meistentheils der Gegensatz. Man sieht mit einer gewissen Verachtung auf ihn herab. Ja, ich habe Aeltern gefunden, die ihre Söhne enterbt hätten, wenn sie Geistliche geworden wären. Ihre Gründe ließen sich nicht verwerfen. Man findet Geistliche, sagten sie, die eben so gut den Wollüsten und andern Lastern ergeben sind: die die strengste Moral in einem belletristischen Ton herunter kanzeln, und am wenigsten sich selbst regieren können; die die beste Speisen, die kostbarste Weine genießen, die, wenn ein Mädchen von ihnen schwanger wird, es abschwören, es für

Klei-

Kleinigkeiten halten, falsche Eide zu häufen, deren Herz von Lug und Trug voll ist, und, um es einmal zu erleichtern, das Abendmahl nehmen, — — und solche Mitglieder sollen durch unsere Söhne nicht vermehrt werden.

In der That haben hier die Aeltern recht; es würde aber ein Verderben für die Welt seyn, wenn sie alle so beschaffen wären.—

Wie schätzbar ist mir nicht der Superintendent — — t — — Er versieht sein Amt, als ein ehrlicher Mann. Seine Predigt dauert höchstens drei Viertelstunden. Er bereitet sich nicht nur genug dazu vor, (denn immer wird sich der Satz bestättigen, je länger einer predigt, je weniger hat er darauf gedacht,) sondern weiß auch das Herz seiner Zuhörer zu rühren. Er ist nicht der strenge Sittenlehrer, daß er alsobald, wenn jemand unter seiner Gemeinde einen Fehltritt begeht, diesem ewige Strafe und Verdammniß ankündigt — Nein — seine Ermahnungen sind freundschaftlich, herablassend; liebt den Mann mit Vergehungen, und bemüht sich ihn von diesen zu entfernen. Man fürchtet und liebt ihn zugleich. Seine Kinderzucht ist nicht die gewöhnliche, wo die Geistliche an öffentlichen Plätzen über die Aeltern reden, die den Kindern zu vielen Willen lassen, und selbst bei ihren eigenen in diesen

Fehler

Fehler fallen. Er zieht sie nicht furchtsam und scheu, aber auch nicht prächtig und stolz auf. Auch ist er nicht der, der unter dem Schein eines Christen den ganzen Tag betet, und sich von allen Gesellschaften entfernt. Er genießet die Freuden dieses Lebens, aber mit Maas und Ziel. Er geht in Gesellschaften, und hält sie auch zu Hause. Aber da ist seine Art nicht, wo ich leider von verschiedenen überzeugt wurde, daß er sich über andere Leute aufhält, über ihre Schwächen spottet; sondern er redet stets das Beste von ihnen. Jedermann freut sich in seinem Umgange. Wird ein gutes Originalschau- oder Trauerspiel gegeben, so besucht er es auch. Ein erlaubtes Spiel schlägt er zur Veränderung nicht aus, doch wird man nicht bemerken, daß er eine Neigung dazu hat. Ist ein solcher Mann nicht verehrungswürdig?

§. 21.

Der Soldatenstand.

Mit der grösten Verehrung denke ich an diesen Stand. Wahrheit — Ehre — Muth — sind seine Verdienste. Ihm allein gebühret der Vorzug, die entschlummerte Ehre, und Tapferkeit der schlechtdenkensten und ungerathensten Menschen zu dem Erwachen wieder zu bringen. — Für sein Vaterland — für die Ehre seines Monarchen zu kämpfen,

wie herrlich! — Aber auch wie traurig ist es, daß mancher dazu bestimmt ist, um die Flinte zu tragen, und sein Geist, seine Talente sind eines Generals würdig — und wie mancher bekleidet dafür die Stelle eines Officiers und weiß kaum die Tactic. — Aber die Erziehung? So schätzbar mir der Superintendent —t— von dem ich in dem vorigen §. geredet habe, ist; eben so schätzbar ist mir hier der Oberst von —ll— Ich habe da einen muntern Jungen, sprach er einmal zu mir. Sein Wunsch ist es, meinen Stand zu erwählen, dies freuet mich von Herzen. Wenn er ihn aber nicht hätte ergreifen wollen, nun so hätte ich mirs auch gefallen lassen — denn Aeltern, die ihre Kinder zu etwas zwingen, sind in meinen Augen Narren, und gehören in das Tollhaus. Dienen soll mir der Pursche von dem Gemeinen an; damit ihn die Erfahrung lehre, was ein gemeiner Soldat ist, und damit er, wenn er künftighin eine Achselschnur bekömmt, die gemeine Leute nicht für seine Hundejungen, wie ich es oft wahrgenommen, sondern für Menschen, seine Mitgeschöpfe ansehe. Seine Erziehung soll mir nicht grob, bäurisch, weichlich, stutzermäßig seyn: — denn ein Officier wird als Grobian keine wahre Achtung erwerben — und der, der sich mit wohlriechendem Wasser bespritzt, Mädchen immer die Hände drückt und sie küßt, macht nur

im

im Kriege Schande. Mein Junge muß rauh, aber dabei höflich erzogen werden. Auf harten Betten soll er schlafen. Pulver soll er statt Eau de lavande riechen, damit er in Zukunft daran gewöhnt ist. An Leibesübungen soll es ihm nicht fehlen. Reiten, fechten, auch tanzen — denn im Felde giebts zu Zeiten Gelegenheiten — eine gute Hand schreiben, besonders rechnen, Mathematic, zeichnen, Rißе machen — Music — und Sprachen, alles das Zeugs muß er wissen, wenn er ein rechtschaffener Mann in diesem Fach werden will; — verteufelt ists, daß mancher von allen diesen Gegenständen kaum einige und diese sehr erbärmlich versteht — Noch einige Sächelchen fallen mir ein. Er muß auch etwas kochen und nähen können — denn im Krieg wissen wir zwar von Pulver und Blei, aber nichts von Köchinnen und Näherinnen. —

§. 22.

Gelehrsamkeit überhaupt.

Wenn man in unsern Tagen einen Blick über das Feld der Gelehrsamkeit wirft; so wird man finden, daß die gründliche und aus den Quellen geschöpfte Gelehrsamkeit dünne gesäet ist. Ohnstreitig ist der Luxus, der unten in dem 43sten §. vorkommen wird, mit daran Schuld. Findet sich ein Geist, der ernsthaft

denkt,

denkt, seine Zeit mit Lesung der Bücher, um mehrere Einsichten zu erhalten, zubringt, so lacht man ihn aus, daß er seine Zeit so wenig benutzt, und sich sein Leben so verhaßt macht.

§. 23.

Beschäftigungen.

Wer hingegen gut schmarotzen, viele Bouteillen Wein ausleeren, Zoten reißen und nichts bedeutendes Gelächter erregen kann, wird oft mehr geachtet, als der gröste Gelehrte. Jedes Aug ist auf den Held, der die Gesellschaft so sinnreich zu unterhalten weiß, gerichtet, und jeder erwartet mit Begierde, bis ein pöbelhafter Gedanke kömmt, um sich satt zu lachen.

§. 24.

Romanen = Theaterdichter.

Die Neigung zum Dichten ist ohnstreitig ein starker Grund, warum die wahre Gelehrsamkeit so wenig aufgesucht wird. Nur der, der dichterisches Genie von der Natur erhalten hat, sollte sich damit abgeben; leider aber wurde ich von dem Gegentheil überzeugt. Daher kömmt es, daß so viel mattes Zeug die Presse verläßt. Theaterstücke, Romanen vermehren sich von Jahr zu Jahr wie die Heuschrecken. Einer schreibt den andern aus.

Wer einen Reim zusammen setzen kann, hält es für ein Unglück, wenn er nicht gedruckt wird. So entstunden die vielen Musenallmanache, Lust- Trauer- Sing- Spiele nehmen gleichfalls kein Ende. Die Welt wird damit überschwemmt. Unter zwanzig befindet sich kaum ein gutes. Die besten Schriftsteller sterben, und desto mehr schlechte kommen nach. Unsere Romanen sind gröstentheils nicht mehr das, was sie seyn sollen. Die Verfasser bemühen sich ihre Helden aus Liebe zusammen schmelzen zu lassen. *

§. 25.

Schriftstellerei.

Ehehin fieng man in seinem dreisigsten Jahre an zu schreiben, dieses aber war mit männlicher Erfahrung gewürzt. Jetzt liest der junge Herr einen Roman, setzt sich hin, macht eine Comödie daraus, und erscheint in seinem siebenzehnten Jahr als Schriftsteller. Sein weiser Herr Papa, dessen Kenntnisse sich öfters nicht weiters, als bis auf die Milch erstrecken, freut sich mit der Frau Mama; halten ihr Kind für ein Genie, übergeben das Meisterstück einem Buchdrucker, lassen hundert

* **Von dem Theater überhaupt werde ich in meinem theatralischen Tagbuch für Teutschland ausführlicher handeln.**

dert Exemplare mehr drucken, gehen in Gesellschaften, rühmen das Werk ihres Sohnes, und theilen es aus.

§. 26.

Gottsched.

Er brach die Bahn des achtzehnten Jahrhunderts: er erzeugte diejenige Genies, die die teutsche Litteratur so aufgekläret haben, und bildete selbst viele. Sein Dank ist, daß jeder Bube, der aus zwölf Comödien die dreizehnte macht, seine Asche spottet, und seine Arbeiten für nichts achtet. Freilich sind sie keine Arbeiten eines **Schlegels, Weisse, Ramlers, Lessings, Klopstocks, Goethes** rc. Sie können es auch nicht seyn. Damals erwachte erst Teutschland aus seinem Schlummer: die meisten Nationen hatten in Ansehung der schönen Wissenschaften und bildenden Künste viele Vorzüge, nur Teutschland war noch ziemlich zurück.

§. 25.

Genie.

Die Erde, aus welcher unsere neue Theater- und Romanen-Dichter entsprossen sind, ist fruchtbarer, als eine in der ganzen Welt. Trägt ein Baum einige Jahre Früchte, so

ruht er denn auch einmal aus; die dichterische Erde hingegen wird von Jahr zu Jahr fruchtbarer. Leider aber kommen die wenigste zu ihrer Reife. — — Ein junger Cavalier verliebt sich in eine artige Frau, die noch ihren Mann und Kinder hat. Sein einziger Wunsch ist, sie zu besitzen: er sieht ihn vereitelt. Der Cavalier jagt sich eine Kugel durch den Kopf — Stof genug zu einem Trauerspiel. Ein anderer junger Herr Baron hört von dieser Geschichte, er setzt sich in einer Hitze hin, ohne einen Plan zu überdenken, schreibt er fort, und in drei Tagen ist er damit fertig — läßt es drucken, und das Urtheil? — — Es ist das Werk eines Genies, denn wie wäre es sonst möglich in drei Tagen so etwas zu schreiben.

§. 28.

Natur.

Ein dritter Cavalier erscheint, schreibt entweder ein Schauspiel oder Roman, wo die grösten Zoten, und unanständigste Reden vorkommen, und dieser Cavalier ist noch ein grösseres Genie; weil er die Natur geschildert, und die Sprache der heutigen Welt so lebhaft ausgedrückt hat. Beschreibt hingegen ein rührender Geßner, der alle Dichter in seinem Fach übertraf, das unschuldige Hirtenleben, so ist diese nach dem Ausspruch der Neuern, keine wahre, sondern erkünstelte Natur.

§. 29.

Wieland.

Gewiß einer von unsern ersten Original-Dichtern in Teutschland. Seine Schriften sind die beste Beweise. Er gieng seinen eigenen Weg. Dessen ohngeachtet halten sehr viele seine Arbeiten, für alle Tags Arbeiten. In ihrem Herzen ist er klein. Nur sie sind Helden. Oft suchen die junge Herrchen ihm nachzuahmen; ihre Unternehmungen aber scheitern alle. Ein gleiches Bewandnis hat es mit

§. 30.

Klopstock.

Teutschlands Dichterchen beten ihn an. Lernen seine Oden und Warnungen auswendig, weil sie die wenigste verstehen, und die Gedanken für ihre Sphäre zu hoch sind — Ist Klopstocks Geburtstag, so kommen die in der Nähe herum liegende Dichterchen zusammen, begeben sich in den Wald, stellen ihm zu Ehren einen leeren Sessel hin, und halten eine grose Lobrede. Aus Hochachtung und Selbst-Gefühl bauen sie ihm einen Altar, und opfern als Satyrn und Faunen gekleidet, Wielands Gedichte. Der arme Wieland!

§. 31.

Göthe. Schreibart.

Ihm glückte es, die junge süse Herrn herumzuführen, wie der Bärenführer seine Bären. Im Göz von Berlichingen änderte er seine Schreibart. Unsere junge Herren sahen, und Göthe schrieb sie? — Schon genug, ohne weiter darüber nachzudenken, ahmen sie ihm nach, entwerthern seinen Werther, und verhünzen die teutsche Sprache auf eine solche Art, daß man lieber etwas aus dem sechszehnten, als aus dem achtzehnten Jahrhundert zu lesen wünscht. Die neueste Schriften sind davon die deutlichste Merkmale. — Man lese, zum Beispiel sechs Bücher, wovon jedes einen andern Verfasser hat, und man wird finden, daß jeder eine andere Rechtschreibung einführt. Welche ist nun gegründet? — die beste? — welcher soll man nachahmen? — Der eine schreibt di statt die; — der andere Mänsch, statt Mensch, — der dritte Filosofie, statt Philosophie, — der vierte will alle y, — der fünfte alle h abgeschaft wissen, — der sechste kann die ß und tz nicht leiden, und braucht dafür doppelte Consonanten. — Für, vor, dann, denn, wann, wenn, stehen selten da, wo sie stehn sollten, und — doch, ich will das Capitel übergehen, weil ich nicht

nicht nur zu vielen Raum damit anfüllen würde, sondern ich auch gewiß überzeugt bin, daß die meiste mich für einen Grillenfänger halten werden — Doch nur noch ein Pröbchen. Kürzlich las ich ein Billet folgenden Innhalts:

„Bitt' dich, sollst morgen auf'n Fristik kom„men. Hab' dir allerlei zu sagen. Fon'm „neuen Buch oben drein, das noch tröpfel naß „von der Preß is — wollen doch seh'n, wie's „halt die Kerls aufnemen werden. Pak' dich „ja fri herbei, sonst werd' dir die Kolb' tich„tig lausen." —

So wie dieses Billet geschrieben war, so fielen mir seit 4 bis 5 Jahren viele Bücher von gleicher Schreibart in die Hände. Und ich muß es ohne Heuchelei gestehn, daß ich sie alle mit dem grösten Widerwillen gelesen habe. Diejenige, die nicht wissen, was eine wahre, reine Schreibart ist, kommen freilich am besten zurechte. Desto unangenehmer ist es auf der andern Seite denjenigen, die eine gute Schreibart lieben. Wann wird der Zeitpunkt kommen, wo man einmal aufhören wird, solche Regeln für die teutsche Sprache zu bestimmen, die uns ohnstreitig in die alte Barbarei nach und nach wieder hineinführen? — Wann wird man einmal so glücklich seyn, eine allgemeine kernhafte Sprachlehre zu sehn?

und wann wird man anfangen, vernünftigen Männern darinnen zu folgen?

Wenn denn die neue Schreibart so fürtreflich ist, warum führten sie denn ein Gellert, ein Schlegel, ein Hagedorn, ein Lessing, u. s. w. nicht ein, und warum folgen ihr denn nicht ein Wieland, ein Ramler, ein Weisse, ein Jacobi ꝛc. nach? Verschiedene andere, und zwar grose Gelehrte haben ihr zwar nachgeahmt, aber — ob Sie wohl gethan? — will ich nicht behaupten. Gottscheds Asche bleibt mir in diesem Falle noch immer verehrungswürdig; man sage gegen ihn was man will, so bleibt doch allemal das entschieden, daß er um die teutsche Sprache viele Verdienste hatte. —

§. 32.

Critic. Pasquill.

Durch die viele neuere Schriften kömmt es, daß die Critic nicht mehr mit dem Auge betrachtet wird, mit dem sie sonst betrachtet wurde. Von allen Seiten gehen jezt Fehler vor. Liefert ein junger Mann Arbeiten, aus welchen man sieht, daß er dereinstens viel leisten wird; so sucht man durch Recensionen, anstatt aufzumuntern, ihm alle gesunde Vernunft abzusprechen. Man giebt keine Gründe

an,

an, sondern sagt nur, daß es der elendeste Wisch sey. Sucht man die Ursache zu ergründen, so findet sich, daß der Herr Recensent ein Mann war, der den Verfasser nicht leiden konnte. Er erschöpft alles, um den Tadel so weit als möglich zu treiben, und freut sich eine Gelegenheit gefunden zu haben, sich an ihm zu rächen. Ist in dem Gegentheil der Recensent ein Freund von dem Verfasser, so lobt er sein Büchelchen himmelhoch, sein Werk mag auch noch so schlecht ausgefallen seyn. — Vermuthet ein Verfasser, daß seinem Kind nicht das gebührende Lob beigelegt wird, so sucht er es entweder selbst zu loben, oder durch vollwichtige Ducaten oder Louisd'or unsterblich zu machen. Bei diesen Umständen läßt sich nichts gutes erwarten. — Wenn Eigennutz, Eigenliebe, Partheilichkeit herrschen, so muß die Gelehrsamkeit leiden. Der junge Mann, der etwas leisten kann, ist zu furchtsam, und Pfuscher bekümmern sich darum sehr wenig. Ich rechtfertige selbst viele grose Gelehrte nicht — So gros sie in ihrem Fach sind, so klein zeigen sie sich in der Critic. Einer antwortet dem andern, und oft in einem solchen Tone, der nur bei den ungesittesten Leuten üblich ist.

§. 33.

Buchhandlung.

Durch alle diese Vorfälle war es kein Wunder, wenn die Buchhandlung fiel. Ehehin druckte man solche Bücher, die das Wohl des Staats befestigten: Bücher, in welchen man Kenntniße und Erfahrungen antraf; andere hingegen, die zum Zeitvertreib dienten, achtete man nicht; itzt ist es der Gegensatz. Sitzt ein wahrer Gelehrter in seinem Zimmer, arbeitet er vielleicht Jahre lang an einem wichtigen Werk, giebt sich alle Mühe, theils die Glückseligkeit seiner Nebenmenschen zu befördern, theils die Ehre seiner Landsleute zu erhalten, und kömmt er zu dem Buchhändler, um es in seinen Verlag zu geben, so sieht man gemeiniglich den Titel an, macht ein tiefes Compliment, und entschuldigt sich, daß das Werk zwar gut, sehr gut wäre, aber nicht abgienge. Er bedauerte daher, daß er sich damit nicht abgeben könnte, ausser in dem Fall, wenn er Bücher dafür nehmen wollte. Und dieses ist denn noch eine grose Gnade. — Kömmt hingegen ein junger Cavalier mit einem Pack Gedichte, Comödien und Romanen, dann giebt er für jeden Bogen noch einen Ducaten, oder Louisd'or, oder noch mehr heraus.

Dank,

Dank, tausend Dank verdienen daher die wackere Biedermänner, die den Grund zu der Buchhandlung der Gelehrten in Dessau legten. — Ihr Vorhaben, ohngeachtet der Neid, die Gewinnsucht und oft der schändlichste Wucher sich bemühn werden, es zu ersticken, wird, muß doch an dem Ende glücken. Denn ihre Absicht ist redlich, ohneigennützig, patriotisch und dem angehenden Gelehrten dient sie zur grösten Aufmunterung.

Und den feurigsten, lebhaftesten Dank, dem verehrungswürdigen Fürsten, der solche Einrichtungen erlaubt, befördert, und sie zum Nutzen der Gelehrten, zum Wohl der Menschheit unterstützt. Wahrlich ist es traurig, daß ein Semler itzt nichts als Dorn und Disteln einerndten muß, da ihm doch die gesegnetesten Ernde bevorstunde. —

So können auch Menschen auf dieser Erde durch ihren Donner, Hagel und Bliz die herrlichste Aussichten verheeren.

§. 34.

Nachdruck.

Ein anderer Gegenstand, der der Buchhandlung sehr schadet, ist der schändliche Bücher-Nachdruck. Ist es daher dem Buchhändler

ler zu verdenken, wenn er kein wichtiges Werk unternimmt? kann man ihn immer geizig nennen, wenn er wichtige Schriften nicht gut bezahlt; da es von ihrer Gattung gleichfalls Schurken giebt, die nur von dem Bücher-Nachdruck leben, und dadurch den Nutzen eines andern ehrlichen Mannes aus den Händen spielen? Man hat in unsern Zeiten so viel dagegen geschrieben: die grösten Gelehrte setzten die Feder an, ihre Mühe aber war leider vergeblich, und wird es wohl bleiben.

§. 35.

Schöner Geist.

Ich müste wirklich zu partheiisch reden, wenn ich, da heut zu Tage so viele elende Wische die Presse verlassen, die Schuld auf den Buchhändler allein werfen wollte. Unsere junge Herrn, die sich Gelehrte nennen, sind hauptsächlich mit daran Schuld. Sie lernen buchstabiren, lesen, schwatzen, und sind — Papageien, die alles wieder herplappern, was schon so vielmal wiedergekäut worden ist. Das Nachdenken ist ihnen zu mühsam. Desto mehr aber befleissigen sie sich, ein Gedichtchen zusammen zu schmieden, dieses auswendig zu lernen, einer Dame damit die Aufwartung zu machen, es ihr pathetisch vorzusagen, mit ihr sich von Gedichten, Romanen zu unterhalten,

im Mondschein spatzieren zu gehn, bei einem Kirchhof auszuruhn, Gräber verstorbener Freunde da aufzusuchen, eine Thräne zu weihen, Blümchen zu pflanzen, mit Thränen sie anzufeuchten, mit gerührten Herzen nach Hause zu schleichen, und da noch einige Zeit sich den Freuden dieses Lebens zu überlassen — wer so handelt, so denkt, wird itzt ein schöner Geist genannt. Die schöne Geister haben ausserdem noch verschiedene Eigenschaften, die ich hier kürzlich berühren will. Die erste ist die

§. 36.

Freigeisterei.

So viele Mühe sie anwenden, sich die Gunst der Schönen, durch Gedichte, Contre-Tänze, u. d. gl. zu erwerben, so sehr bemühen sie sich auf der andern Seite, das zu thun, was sie für gut finden, und zu unterlassen, was sie hätten verrichten sollen. Gott anbeten, Religion ausüben, halten sie für Kleinigkeiten. Beten kömmt ihnen gar nicht in den Sinn. Sie rechnen es unter die überflüßige Ceremonien, und antworten, wenn man sie deswegen zu Rede setzt, daß Gott alles schon so geordnet hätte, wie er es haben will; mithin sey das Gebet unnöthig. Glücklich wenn solchen Helden das Gewissen noch auf dem Todenbette auf-

aufwacht, aber leider, kömmt es oft zu spat. Die zweite, betrift die

§. 37.

Confiscirung. Die Begierde nach Ehre.

Der Gelehrte, der Mann von Kenntnißen wendet seine Zeit, wenn es seine Geschäfte erlauben, dazu an, um sich durch Schriften seinem Vaterland nützlich zu machen. Die schöne Geister hingegen halten solche Geschäfte für fade und langweilig. Es kömmt ihnen lächerlich und abgeschmackt vor, sich mit Gegenständen abzugeben, die nicht nur so viel Zeit und Mühe kosten, sondern die auch der tausendste weder liest, noch versteht. Ihr Begrif, um Ehre und Ruhm zu erwerben, besteht vorzüglich darinnen, daß sie elende Wische schreiben, die gegen Gott, gegen die Religion, und gegen den Staat sind, und andere gotteslästerliche Dinge enthalten. — Natürlicher Weise werden solche Bücher verbotten — Dieses ist aber ihre Absicht, weil sie es für das beste Mittel halten, um Ehre zu erlangen, und allgemein bekannt und berühmt zu werden. Die dritte Eigenschaft ist

§. 38.

§. 38.

Der Egoismus.

Ein Wörtchen, das sich leider sehr weit schon ausgebreitet und manchen Mann von Kopf zu dem unglücklichsten gemacht hat. Den schönen Geistern ist er vorzüglich eigen. Was ihnen gefällt, das thun sie und muß geschehen, es mag ihr Glück oder Unglück seyn: dafür aber machen sie sich zum Grundsatz, von jedem, der ihnen Gefälligkeiten thun kann, zu begehren, ja sie halten es für Schuldigkeit; wenn sie aber einem dienen sollen, so fühlen sie dazu keinen Beruf.

§. 39.

Schicksal der schönen Geister.

Durch die viele Gedichte und Romanen verscherzt manches Genie um wenige Ducaten sein ganzes Glück. Es macht etwa ein Gedicht, schreibt einen Roman, es gefällt; — dadurch angefeuert, vernachlässiget es sein Hauptgeschäft, verschreibt seine beste Jahre mit unnöthigen Sachen, und stirbt, wenn sich niemand seiner annimmt, im Alter Hungers.

§. 40.

Unterschied, zwischen einem Dichter und Gelehrten.

Stirbt ein Dichter, so wird heut zu Tag dessen Tod mehr beweint und besungen, als der Tod eines verdienstvollen Rechtsgelehrten, der an dem Ruder des Staats gearbeitet, und viele Menschen glücklich gemacht hat, oder eines rechtschaffenen Geistlichen, oder Arztes, die ihre Kenntniße zum Wohl des Staats angewendet haben. Der Mann hatte viel Verstand, viele Laune — — denn sonst hätte er keine so meisterhafte Gedichte liefern können. Man muß ihn daher der Nachwelt zur Nachahmung verewigen.

§. 41.

Malerei. Kupferstecherkunst.

Ehedessen wurde niemand in Kupfer gestochen, als derjenige Gelehrte, dessen Verdienste schon bekannt waren; izt ist es gleichfalls das Gegentheil. Man wird unter zwanzig Portraits kaum einige grose Gelehrte finden, die andere werden entweder Romanen, oder Theaterdichter, oder Schauspielerinnen, oder Schauspieler seyn. Vielleicht vermuthet man,

man, daß ich eine gewiße Antipatie gegen das Theater bekommen hätte, weil ich in diesem Ton schreibe. Man glaube aber dieses nicht. Ich habe nichts dagegen, wenn man, besonders Schauspieler von Verdiensten, wie ein Ekhof gewesen war, ein Schröter, Brockmann, Großmann, u. s. w. es noch sind, wenn man ihre Portraits der Nachwelt zeigt, und ihnen sagt, seht, dies waren brave, wackere Männer in ihrem Fach, werdet, was sie gewesen sind, so wird jedes Aug auf euch gerichtet seyn; ja, ich halte es für nothwendig, aber dies nur ärgert mich, daß man keinen Unterschied mehr macht. Ein junger Herr Baron verliebt sich in eine Schauspielerinn. Da seine Börse mit Gold beständig glänzt, so würde die Schauspielerin gegen ihr Gewissen handeln, wenn sie sich nicht erweichen liesse, das Mädchen, oder die Madam, erlaubt also alles gerne, und nachdem sie ihren Anbeter ziemlich erleichtert hat, hält sie sich noch aus, daß er sie in eine Scene, oder als Portrait möchte malen, und in Kupfer stechen lassen. Der junge Baron, entzückt über das Geständniß seiner Gebieterin, befolgt ihren Wink auf das genaueste. Der Liebling des Herzens wird gemalt, in Kupfer gestochen, in die Welt geschickt, in allen Zeitungen gelobt, und, weil das Frauenzimmer eine so grose Künstlerin ist, in Rahmen eingefaßt, um es beständig zu be-

wundern — Soll man sich nicht darüber ärgern, daß man der gelehrten Welt einen so blauen Dunst vormacht? Noch fällt mir ein Gegenstand ein, der mit diesem viel gemein hat, dieser betrift die

§. 42.

Tonkunst.

Auch diese wird täglich mehr entstellt. Wahre Tonkunst achtet man sehr wenig. Einen Graun, Händel, Sebastian Bach, sind schon zu alt, einen Gluck, Vogler, Emanuel Bach, Reichard, Schweitzer, Rolle, Holzbauer, Hiller, Benda, Schuster, Neese — schätzt man gar nicht, weil man ihren Compositionen nachdenken muß. Dafür aber werden die französische und italiänische Singspiele desto mehr geliebt. Ich rede nicht von ganz Teutschland, sondern nur von einem Theil, und dieser Theil ist von dem Main- bis in den Rheinstrohm hinunter. Ein französisches Operetchen ist ihnen lieber, als alle von Hiller und Weiße. — Doch ich verlasse, um nicht zu weitläufig zu werden, diesen Gegenstand, und komme auf einen andern, den ich schon lange hätte berühren sollen, und dieser ist der

§. 43.

Luxus.

Nirgends habe ich ihn in einem solchen hohen Grade als in den democratischen Staaten gesehen. Den Handwerksmann kann man in der Kleidung von dem Mann von Ansehen, so wie das Cammer- und andere Mädchen eines geringen Mannes von einer bemittelten Dame selten unterscheiden. Die Stadt — n — übertraf ganz meine Erwartung. Wenn man ein Galanteriemädchen zu sehn bekömmt, so sollte man wirklich glauben, es wäre etwas rechts. Ich gieng an einem Sonntag einmal nach der Kirche mit einem guten Freund spatziren. Siehe, da begegneten uns ein ganzer Schwarm von Mädchen, die zum Theil nicht häßlich waren. Eine jede hatte eine andere aber neumodische und hohe mit Flitterwaare besetzte Frisur auf dem Kopf — Ihre seidene Kleider waren über Reifröckchen gespannt. Ihre rechte Seite zierte eine goldene Uhr, nach welcher sie fast mit jedem Augenblick sahen, eine fragte die andere, wie ihre gienge; kleine mit Farben bemahlte Halstüchelchen bedeckten halb ihren Busen, vermuthlich um die liebe Natur nicht zu hemmen; — hatten auch ein bischen gepinselte Gesichter, ihre Schuh waren mit Gold und Silber gewirkt, ihre Strümpfe von Sei-

den, und die Schnallen von Steinen. — Ich machte ihnen ein tiefes Compliment — Sie dankten mir sehr freundlich — mein Freund nickte kaum — Ich fragte ihn um die Ursache — Für wen halten sie diese Mädchen, fragte er mich in einem gelassenen Ton — Ei für gnädige Fräuleins, versezte ich hastig; — Nicht getroffen — noch etwas mehr? — weit gefehlt — so wissen sie denn, daß alle diese Gesichter nichts als Galanteriemädchen und Cammerkäzchen sind — Nun ärgerte mich erst mein Bückling über die massen. Wenn sie, sagte mein Freund weiter, einige Gulden nicht ansehen wollen, so können sie mit jeder so lange, als sie nur wollen, kurzweilen — denn dieses ist ihr gröster Verdienst. — Unter diesem Gespräch kam uns ein anderes noch junges Frauenzimmer entgegen. — Ihre Haare bedeckten eine grose Dormeuse, mit einem altväterischen Band; hatte einen langen schwarzen abgeschossenen taffenden Mantel, unter welchem ich nichts, als einen braunen Rock von Tamis mit dunkelrothem Band besezt, erkennen konnte; die Schuh waren von schwarzem Leder, baumwollene Strümpfe von weisser Farbe, und die Schnallen mochten, weil sie sehr klein aussahen, von Silber gewesen seyn: Ihre Gesellschafterin sah schon sehr betagt aus — eine kleine Perücke, auf welcher ein kleines rundes Häubchen saß, ersez-

setzte die eigene Haare. — Sie hatte gleichfalls einen langen Mantel um, unter welchem ein schwefelgelber Rock, mit rothem Band besetzt, etwas hervor blickte, das Untergestell will ich ganz übergehen, man möchte sonst von der Schilderung einen kleinen Eckel bekommen. Mein Begleiter machte ein sehr groses Compliment, ich natürlicher weise auch; — nun fragte er mich, für wen halten sie dieses Pärchen? — für eine ehrliche bürgerliche Matrone mit ihrer Tochter. Behüte der Himmel, mein Freund — dieses Mädchen ist ein gnädiges Fräulein, und gewiß zweymal hundert tausend Thaler reich. Die Alte ist ihre Aufseherin. Ihr Vater ist der gröste Geitzhalz, der nur kann gefunden werden, desgleichen die Mutter, die aus wahrer Sparsamkeit dem Gesinde fast nichts als trocknes Brod zu essen giebt, — das Mädchen ist schön, gegen 18 Jahr alt, es preßt, und grämt sich, weil es keinen Mann nehmen darf; denn die Alten glauben, daß sie, wenn sie mit einem Heurathsguth heraus rückten, verarmten. Kaum h[illegible]te mein Freund zu reden auf, als ein starkes Gesumse hinter uns her trabte, und ehe wir es uns versahen, so war es vor uns. Es bestunde in 8 Personen. Sie hatten theils grose, theils runde Hüthe auf, davon einer in dem Umfang eine Elle gewiß lang gewesen ist, einige waren auch chapeaubas, ziemlich hohe

Frisuren, mit vielen Locken, Haarbeutel von der kleinsten Gattung, Kleider theils von Seiden, theils von feinem Sommertuch mit vielem Silber besetzt, zwei Uhren, wenigstens zwei Ketten, mit vielen kostspieligen Perlocken, Degen an der Seite, weise seidene Strümpfe mit grosen Zwickeln, Schnallen, die die ganze Schuh bedeckten, so war ohngefehr der Anzug dieser Herrn beschaffen — ohngeachtet sie schnell an uns vorbei giengen, so kam mir doch ein solcher starker Geruch von Eau de lavande und Pomade in die Nase, daß ich selbst nicht wußte wie mir geschah — daß der Geruch stark muß gewesen seyn, glaube ich daher, weil alle Insecten, die in den Sonnenstrahlen spielten, die Flucht ergriffen. — Gelehrt schienen mir die Herren, denn sie machten nicht nur allerlei Bewegungen mit dem Schnupftuch, sondern sprachen auch bald teutsch, bald französisch, bald italiänisch, und lachten aus vollem Halse. Wissen sie wer diese Windflügel gewesen sind? — und wer? Kaufmanns-Söhne und Diener. Ohne meine Leser noch länger mit der Unterredung meines Freundes zu unterhalten, so glaube ich gewiß zuverläsig daß der Luxus bei allen Ständen nicht höher steigen kann. Die Welt war von jeher so gewesen, sagten mir verschiedene. — Freilich ist unser Dichten und Trachten von Jugend auf böse; aber so weichlich, so ausgeartet, waren

un-

unsere alte Teutsche wahrlich nicht, als wir itzt sind. Wahrlich nicht! man betrachte unpartheiisch im Durchschnitt genommen nur jeden Stand — ist nur ein einziger in Teutschland, der nicht von dem Luxus angesteckt ist? Man hat schon so viel über dieses Wörtchen geschrieben, aber damit wird in der That nicht der Endzweck erreicht: So wenig Personen von Vermögen etwas aus sich machen, desto stärker ist es bei dem gemeinen Mann eingerissen. Stolz und Pracht in Kleider, gutes Fressen und Saufen, Spielen ist bei dem gemeinen Mann ohne Gränzen. Und die Folgen lehren es, wie sie von Stufen zu Stufen fallen. Man erlaube mir die Folgen kürzlich anzuzeigen, die daraus entspringen.

§. 44.

Betrügerei.

Man sezt, was man hat, zu; der Mangel des Geldes wird gröser. Vielen schmeckt die Arbeit nicht mehr. Auf diese Art muß die Betrügerei sich ausbreiten. Jemehr einer den andern hinter das Licht führen, ihn um sein Vermögen bringen kann, je häufiger geschieht es.

Abscheulich ist der Gedanke: ein Bruder, eine Schwester wartet auf den andern

 Tod,

Tod, oder sucht Mittel um sie aus dem Weg zu räumen, und hernach desto mehr zu erben. — Wie viele schlagen nicht auch den Weg der Politic ein, und lassen ihre Brüder und Schwestern, um das Vermögen allein zu behalten, nicht heurathen.

§. 45.

Credit. Ehre. Mistrauen.

Natürlicher weise muß das Zutrauen fallen. Jemehr einer verspricht, je weniger glaubt man ihm. Ehre, guter Name, hält man für Einbildung. Mistrauen stellt sich dagegen auf allen Seiten ein. Am meisten äussert sich dieses in der

§. 46.

Handlung.

Diese hat sich in den democratischen Staaten so ausgebreitet, daß man unter zwanzig Handelshäuser kaum eins von Wichtigkeit antrift. Ihre Ausbreitung ist für sie der gröste Schaden — sie ist zu getheilt, und derer sogenannten Krämer giebt es so viele, daß sie sich einander beinahe selbst abkaufen müssen. Demohngeachtet suchen verschiedene Kaufmannssöhne den Ton zu geben. Die Pursche glauben, weil ihr Vater einen Laden oder Wechselcomptoir hätte,

te, so gienge das Geld nicht aus. Sie selbst machen die Rechnung ohne den Wirth — sie essen und trinken, lassen sich wohl seyn. — Um sich und um die Handlung, die sie von ihrem Vater ererbt haben, gar nichts mehr bekümmern zu dürfen, so wählen sie sich einen Buchhalter als Associe, dieser wird endlich reich — und sie arm. Die Gelehrte sind in ihren Augen nur armselige Geschöpfe. Fängt aber ein Bankerot zu glimmen an, denn sind sie ihnen alles. Sind bei Tage wohl, aber destoweniger bei Nacht sicher, daß sie nicht das Haus der Gelehrten stürmen; bitten und flehen, daß man ihnen doch diesesmal helfen möge. Erbarmt sich endlich der Gelehrte aus Mitleiden, sucht die Debitores zu bewegen, daß sie mit gewissen Procenten auf so und so vielen Terminen vorlieb nehmen: sehen sie sich von der drohenden Gefahr befreit, dann ziehen sie zur schuldigen Dankbarkeit, dem Gelehrten die Helfte der verdienten Rechnung ab. Ihre schlechte Umstände dienen zur Entschuldigung. Ein anderer Sohn eines Handelsmannes schlägt einen andern Weg ein. Er bemüht sich ein groses Capital mit leichter Mühe zu gewinnen. Um dieses ins Werk zu setzen; so ist er in dem Anfang in der Zahlung so pünctlich, als es nur geschehen kann. Der Mann erwirbt sich dadurch Hochachtung, Freundschaft und, wornach er am meisten strebt, Credit und Zu-

trauen. Er setzt seine Geschäfte einige Jahre unermüdet fort, und wartet endlich den Zeitpunct ab, der ihn zum reichen Mann machen soll. Zu dem Ende nimmt er alle Gelder, die zu heben sind, ein und wird — unsichtbar. Nun folgen Steckbriefe, der Laden wird verschlossen, und er ausgetrommelt. Kaum sind einige Wochen vergangen, so zeigt er sich wieder. Der gute Mann schützt Unglück vor, warum er seine Gläubiger nicht befriedigen könnte, doch wolle er sich bemühen, ihnen, wenn sie ihm fernern Credit gäben, noch einige Procente zu schaffen. —

§. 47.

Haß. Neid. Verfolgung.

Bei solchen Fällen muß das Mißtrauen immer gröser werden. Es erzeugt Haß, Neid, Feindschaft, Verfolgung, Spott. Ist etwas anders zu erwarten, da keiner dem andern einige Gefälligkeit beweisen will, sondern ein jeder auf das Verderben des andern lauert.

§. 48.

Gefälligkeit. Freundschaft. Gesellschaftlicher Umgang.

Freundschaft, die edelste Triebfeder, die Menschheit vollkommener zu machen, kömmt auf

auf diese Art völlig von ihrer erhabenen Würde. Man hält Gesellschaften, aber nicht um das Wohl seiner Nebenmenschen zu bahnen, sondern einen nach dem andern um Ehre und Vermögen zu bringen. Die Menschheit wird entmenscht. Man betrachtet bei einem selten die gute Seite, sondern die schwache. Man tadelt ohne geprüft zu haben, sucht Fehler auf, wo wirklich keine gewesen waren, und untergräbt dadurch manchem Jüngling, manchem Mädchen, sein ganzes Glück.

§. 49.

Heuchelei. Verstellung.

Verstellung, die Neigung zu dem Wohlleben sind die Werkzeuge, um unerfahrne Jünglinge zu geniessen. Merkt man einen solchen, besonders von grosen Vermögen, so werden ihm von allen Seiten Schlingen gelegt. Man wendet alle Kunstgriffe an, um von ihm Nutzen zu ziehen. Hat das Vermögen ein Ende, so flieht man für dem ehemaligen Wohlthäter wie für der Pest und lacht ihn aus, daß er der gute einfältige Narr gewesen war. Oft aber bleibt es nicht dabei. —

§. 50.

Verläumdung. Bosheit. Rache.

Paux ist ein Mann von Wissenschaften. Ein ansehnliches Vermögen hatte er ererbt, und dieses setzt ihn in den Stand, sich in den Augen der Welt Ansehn und Ehre zu erwerben. Aber ein heimtückisches wollüstiges Herz wohnt in ihm, und dieses setzt ihn von seiner Würde herunter. Er liebt zwar Wissenschaften, aber nicht darum, um der Welt zu nützen, sondern damit ihn die Welt wegen seinem Aufwand destomehr schätzen, rühmen, und seine Verdienste ausposaunen soll. Aus diesem Grund flieht er Personen von grosen Einsichten, und alle diejenigen die Bescheidenheit und warme Freundschaft lieben. Destomehr gesellt er sich zu denen, die alles das, was er spricht, begierig auffangen, und seine Gelehrsamkeit anstaunen. Er freut sich immer, wenn er Leute kennen lernt, die mit ihm einerlei Grundsätze haben, und denn ist ihm ganz wohl, wenn er in solcher Gesellschaft die unanständigste Reden führen, und jedem Mädchen, jedem Jüngling, Ehre und Tugend absprechen kann. **Paux** lernt zufälligerweise Marx kennen, — einen jungen Mann von gutem Herzen. Da er die Welt noch nicht genau kennt, so hält er Paux für den besten Mann. Paux wird sein Herzensfreund. Er ent-

entdeckt ihm seine Familiengeschichten, sein ganzes Herz. Marx fängt nun an seinen Freund zu prüfen, findet bei ihm ein verdorbenes Herz, macht Versuche, sein Gewissen zu schärfen — aber auf welche Art wurde er belohnt? Paux schreibt ihm ein Billet, daß er sich künftighin seine Besuche verbäte, denn wer sein Freund seyn wolle, müsse auch mit ihm übereinstimmen. Marx hat mich beleidigt, spricht er, aber er soll dafür büsen; ich will eine solche Rache nehmen, damit er erfahre, wer Paux ist. — Er hielt auch Wort. — So sehr er ihn in dem Anfang geliebt hat, so sehr verachtete, verfolgte, verläumdete er ihn, und wandte alle Mühe an, seine Ehre und guten Namen zu untergraben. Darinnen bestund also seine Rache. Wahrlich ist solche Gattung von Menschen dem Staat nachtheiliger, als der gröste Strassenräuber und Mörder? denn diesen kann man doch steuern, aber jenen desto weniger — traurig ist es, daß in dieser Welt schon ein Mensch des andern gröster Teufel ist.

§. 51.
Veränderung seines Schicksals. Stolz. Kleinmüthigkeit. Verzweiflung. Freude. Verschwendung.

Nichts ist der Veränderung mehr unterworfen als das menschliche Herz. So treu,

so zärtlich, so rechtschaffen, so tugendhaft, so gutherzig, so geheimnißvoll, so folgsam, und doch so schwach; — so leichtgläubig, so widerspenstig, so leichtsinnig, so verrätherisch, so niederträchtig. — Wer kann alle diese Fälle hersetzen. — Sie sind unzählig. Am sichtbarsten zeigt es sich aber, wenn es in Glück, oder Unglück kömmt. Der Mensch, das herrlichste Geschöpf auf dieser Erden! was ist er, wenn ein trübes Wölkchen über ihn zieht? Er zittert, zagt, verzweifelt, flucht sich, denen, die ihm das Leben gegeben haben, und geht immer damit um, sich das Seinige zu nehmen. Er schreitet zum Werk. Läßt aber — weil es schmerzt, ab. Werden die Aussichten vortheilhafter, die Einkünfte gröser, dann ist alles in einem Augenblick vergessen. So gros die Verzweiflung war, so gros ist jetzt die Freude, die schnell in die gröste Ausschweifungen ausartet, und den Mann, der auf dieser Welt hätte glücklich seyn können, in sein voriges Nichts versetzt.

§. 52.

Heurath. Kuppelei.

So wie Jünglinge die gröste Versuchungen haben, so fehlt es auch niemals den Mädchen, die noch Vermögen besitzen, an Nachstellungen. Die wenigste Heurathen geschehen

hen mehr aus wahrer Liebe. Die liebenswürdigste Mädchen werden durch den Kuppelpelz traurige Schlachtopfer. Je reicher ein Mädchen ist, je mehr liebt man es, und dieses ist der Grund zu vielen unglücklichen Ehen. Der Ehestand, der eine Kette von Vergnügen seyn sollte, wird nichts anders, als eine Kette von Verdruß und Widerwärtigkeiten.

§. 53.

Liebe.

Der reizbarste Trieb der menschlichen Seele, den wir mit Gott und Engeln gemein haben, die Liebe, findet sich bei den wenigsten Menschen. Die Vorsehung legte ihn in uns, um unser Geschlecht fortpflanzen, über unsere Neigungen zu herrschen; unser Leben, das im ganzen genommen, von nichts als Verdruß, Sorgen, Kummer zusammengesetzt ist, zu versüsen, und unsere Nebenmenschen glücklich zu machen. Aber leider! ist dieser Trieb von dem edlen Zweck bis unter die Stufe eines unvernünftigen Thiers gefallen. Selbst die Thiere haben ihre Zeit — aber Millionen Menschen kennen sie nicht. Sonst verfeinerte die Liebe die Herzen der Menschen, itzt schwächt er sie, bringt sie um Ehre, verursacht ein böses Gewissen, leeret die Beutel und verwan-

wandelt den blühendsten Menschen in ein Todengerippe.

§. 54.

Ehestand.

Wie ist es möglich, daß der Ehestand seine Annehmlichkeiten und Vorzüge behalten kann. Eheliche Liebe, gemeinschaftliche Sorge auf die Zukunft, dieses macht den Ehestand anzüglich, aber alles dieses ist man itzt wenig mehr gewohnt. Der Mann geht seiner Laune nach, hält einige Maitressen, und schäzt diese höher als sein Weib. Die Frau sucht es auf ihrer Seite zu vergelten. Sie wählt sich einen Liebhaber, macht sich so reizend wie möglich; theilt grose Geschenke aus, um seine Gunst zu erhalten, und sucht es dafür an ihrem Mann zu ersparen. Nach der Haushaltung fragt sie nicht. Ihre unmündige Kinder schämt sie sich zu erziehen. Die unschuldige Würme zu tränken, rechnet sie sich für eine Schande. Ihre gröste Beschäftigung besteht in dem Spiel, und nie ist sie stolzer, als wenn sie des Abends an ihren Galanen 20 und mehrere Ducaten verlohren hat.

§. 55.

Schminke.

Die Galanterie, sowohl der verheuratheten als unverheuratheten Damen, geht noch weiter. Da sie sich vor der frischen Luft scheuen; aus Besorgniß um keinen Fluß zu fangen, und nicht krank zu werden, so ergötzen sie sich in Zimmern, die oft von den ansteckensten Dünsten angefüllt sind. Daß diese Lebensart auf den Körper Einfluß hat, ist natürlich, und daß ihr schön blühendes Roth von den Wangen flieht, beweist die Erfahrung. Sie schlagen daher, um zu gefallen, und ihre todte Farbe zu verändern, andere Mittel ein, und wählen — die Schminke. Eine jede will sich verschönern, und denkt daran nicht, daß sie, wenn sie ihr Gesicht zu pinseln fortfährt, in ihrem 30sten Jahre schon häßlicher ist, als diejenige, die ihr 60stes ohne Schminke erreicht hat. Sonst gebührte die Ehre den Adelichen allein; itzt aber nehmen sich die bürgerlichen Standspersonen, sogar Kammerjungfern und Galanteriedamen die Freiheit; ahmen nach — und daß diese Quacksalberei ihnen behagt, sieht man daher, weil man itzt mehr gepinselten als blühenden Wangen zu sehn bekömmt.

§. 56.

Mode. Galanterie.

Noch ein Uebel, das ich allgemein angetroffen habe, ist die Mode. Zu keiner Zeit noch ist sie so vielen Veränderungen unterworfen, wie itzt. Mit jedem Jahre, fast mit jedem Monate kömmt eine neue auf. Perlen, Edelgesteine, Spitzen, Blonden, Seiden, Stoff wechseln beständig bei den Damen ab. Schöne wohlgestalte und geputzte Bildsäulen ist meistentheils alles, was man an ihnen sieht. Ihr Geist beschäftiget sich mit Putz, ihre Seele mit Eroberungen, und ihr Herz ist der Sammelplatz von wollüstigen Gedanken. Hält sich einmal ein vernünftigdenkender Mann über diese Aufführung auf — so ist die Antwort: man müsse diese Galanterie mitmachen, um kein Sonderling zu seyn Die neuste Moden der Damen ist an vielen Oertern, daß sie itzt gar keine Edelgesteine und Brillanten tragen — so recht — da kann doch noch ein ehrliches Mädchen durchkommen.

§. 57.

Verminderung der Ehen.

Ohnstreitig ist der bis in den höchsten Grad gestiegene Luxus eine Hauptursache, warum so wenige Personen von Stande sich in den Ehe-

Ehestand begeben. Der wahre Gelehrte, wie viele Zeit braucht er, bis er in der Welt Zutrauen erhält, wie viele Mühe, Sorgen, Verdrüßlichkeiten ist er nicht ausgesetzt, bis er einigermassen seine Verdienste belohnt sieht. War sein Vermögen nicht gros, so hat er es zugesetzt — und erhält er eine Bedienung, so kömmt er bei einer guten Einrichtung kaum aus. Nun da er ein Amt hat, so bemüht man sich ihm eine Frau anzuschwatzen. Ist er ein Mann von Ueberlegung, so wird er sich lange bedenken, bis er einen solchen Schritt thut. Heurathet man ein Mädchen, das gar kein Vermögen hat, so muß sich der gute Mann in Schulden stecken, und das Weib glaubt sehr oft, ohngeachtet sie nichts besitzt, ein Recht zu haben, dem Mann keine Kosten zu sparen — und zwar aus dem Grund um ihm Ehre zu machen — Hat das Mädchen einige tausend Gulden, so will es für 50 tausend Staat haben und das so weiter. Erfüllt man den Wunsch des Mädchens nicht, so wirft es augenblicklich das Vermögen, das es zu seinem Mann gebracht hat, vor, und giebt Gelegenheit, nur die Ehe äusserst unangenehm zu machen. Wie billig schrecken solche Beispiele sehr viele ab, um die Zahl der Ehen zu vermehren.

§. 58.

Tugend. Keusche Liebe. Haushaltung.

Wie angenehm war mir es als ich in Fr — — einen wohlhabenden Handelsmann mit seiner Frau kennen lernte; bei dem ich überzeugt wurde, wie sehr sich die Tugend, keusche Liebe und Haushaltung in Handlungen äuserte. Er hatte in seiner Jugend ein braves Mädchen geheurathet und lebte glücklich. Er stund seiner Handlung vor, dachte auf neue Waaren, die der Welt gefallen, meidete allen Pracht und unnöthige Ausgaben, um das Zutrauen, das er sich erworben, zu erhalten. Seine Gattin, ob sie ihm gleich kein groses Vermögen zugebracht — war ihm doch eine Goldgrube. Sie legte selbst an der Handlung mit Hand an, und bemühte sich eine gute Hanshälterin zu seyn Sie machte es nicht wie andere, die sich um die Geschäfte ihrer Männer wenig bekümmern, und froh sind, wenn sie essen, trinken, sich puzen und in Gesellschaften gehen können, um daselbst in einem Abend den Gewinn, der vielleicht in einem halben Jahr erworben worden ist, auf einmal zu verspielen. Sie dachte in diesem Stücke ganz anders. Nicht oft kam sie aus dem Hause, hingegen war ihre gröste Sorge darauf gerichtet,

richtet, um selbst Achtung zu geben, damit ihre Leute nichts veruntreuten. Ihr Aufwand in Essen, Trinken und Kleidung war die Mittelstrase. Ihre Kinder liessen sie in allem dem, was zu ihrem künftigen Wohl gereichte, erziehen und erlebten Freude und Vergnügen.

§. 59.

Fromme Zusammenkünfte.

Lebt ein Mann, eine Frau vierzig bis funfzig Jahr, ist keine Hoffnung mehr da, um die Reize zu erhalten, um die Triebe der Natur zu befriedigen, so werden sie fromm. Sie errichten Gesellschaften unter sich, beten, singen geistliche Lieder, und plappern etliche Predigten daher; nach geendigtem Gottesdienst schmarotzen sie. Das Beste ist ihnen gut genug. Bei dem Nachtisch lästern sie, halten sich über alle Leute auf, und denken nur, wie sie diesen oder jenen auf eine feine Art hinter das Licht führen wollen. Daher entstunde, so viel ich weis, die Redensart, **nimm dich in acht, er ist, ein Frommer.**

Nach den Zusammenkünften war bei denjenigen, die gut zu leben gewohnt waren, aber nicht mehr viel Mittel hatten, die Kuppelei ihre gröste Beschäftigung. Die Gründe sind natürlich. Gut leben wollte man, denn

man war es von Jugend auf gewohnt. Arbeiten wollte man nicht und schmeckte auch nicht; theils wegen Nachlaß der Natur, theils wegen Trägheit — betteln wollte man auch nicht. Was Raths? — In der Jugend lies man sich verführen: In dem Alter ist man der Verführer selbst. **Schöne wohlgewachsene Mädchen, reiche Jünglinge** sind die Werkzeuge zu der Erhaltung ihres Lebens.

§. 60.

Gesinde.

Auch dieser Stand wird gefährlicher. Knechte und Mägde, Bediente, Haushälterinnen wollen itzt den Meister spielen. Wenn die Herrschaft auf nichts Achtung giebt, auf was für einen Nutzen wird das Gesinde bedacht seyn? — Je weniger die Herrschaft ihre Haushaltungs und andere Geschäfte besorgt, jemehr beherrschen sie das Hauswesen. Die Magd oder Haushälterin hält sich ihren Kerl. Nicht selten ist es der Principal selbst. Der Bediente oder Knecht hat sein Mensch. Oft besitzt er die Gunst der Principalin und vertritt die Stelle seines Herrn. So wie die erwachsene Töchter zu Zeiten ihren Bedienten oft allen andern Herrn vorziehen, so bemühen sich die Söhne, ihre Mägde, wenn sie ein bischen schön sind, zu ihrer Concubine zu machen,

chen, um hernach, wenn die Aeltern todt sind, eine Frau zu sparen. Das heißt gespart!

§. 61.

Herrschaften. Dienstboten. Undankbarkeit.

Das Verhältniß, in dem oft die Herrschaften mit ihren Unter- und Obermägden, Haushälterinnen, Kammerjungfern, Knechten, Bedienten, u. s. w. stehen, habe ich kürzlich angegeben. Unterdessen muß ich hier noch etwas berühren, das so eine kleine Aehnlichkeit mit dem hat, was ich oben in dem §. 10. von dem Schicksale der Hofmeister schon erwähnt habe. Freuen kann sich jede Herrschaft, wenn sie treue Leute zu ihrer Aufwartung bekömmt. Denn die Treue der Dienstboten ist jetzo so selten, wie eine vollwichtige französische Louisd'or. Um so mehr ist eine Herrschaft verbunden, einem Mädchen oder Bedienten, wenn er eine Reihe von Jahren treu und rechtschaffen gedient hat, auch für ihr Glück nach ihren Kräften zu sorgen. Aber von vielen wurde ich zum Erstaunen von dem Gegentheil überzeugt. — Die Frau von Beate ist das Weib eines sehr reichen und gelehrten Mannes. Der Mann hat einen Menschen angenommen, der ihm seine geheime Geschäfte besorgt. Er freut

sich, endlich einmal einen gefunden zu haben, dem er alle Geheimnisse anvertrauen darf, und ist sehr wohl mit ihm zufrieden. Schon geht es in das dritte Jahr. — Mit dem größten Widerwillen sieht das Weib die Zufriedenheit ihres Mannes. Lange sucht sie ihn zu verbergen. Endlich wartet sie seine Laune ab, und streichelt ihm seinen Bart, küßt, herzt ihn — und spricht: Liebes Männchen, daß dein Schreiber ein guter Mensch seyn muß glaube ich, sonst würdest du nicht so sehr mit ihm zufrieden seyn; aber lange dürfen wir ihn nicht mehr behalten; — geschieht dieses, so machen wir ihn uns verbindlich, und sind genöthigt für sein Glück zu sorgen, und dafür bedanke ich mich. — Wir haben Kinder, das Geld besser zu gebrauchen, und einem Menschen, der nur eine elende Canaille ist, will ich keine Verbindlichkeit haben. Da würde ja nur unser Adel entehrt! Die gnädige Frau brachte es mit ihrem Bartstreicheln, und küssen dahin, daß der arme Mensch bald darauf seinen Laufzettel bekam. — O ihr Gelehrte! ubi est judicium?

§. 62.

Politic. Vorurtheile. Prüfung.

Einige Freundinnen von der gnädigen Frau Beate, lobten sie wegen dieser Handlung,

lung, und nannten sie eine sehr politische Frau. Daß doch alle diese sogenannte Klugheitslehren, wie sie unsere Sittenlehrer nennen, in einem Kästchen wären, und in dem Weltmeer schwämmen. Leider aber ist dieses Wörtchen so eingewurzelt, daß, wenn man es auch ausjätet, doch noch immer ein Würzelchen zurück bleibt, welches alsobald aus der Erde kömmt, Blätter und Blüte treibt, und in Saamen schießt; den hernach der Wind sorgfältig zerstreut. — Gleiche Bewandniß hat es mit den Vorurtheilen. Sie sind da, sie werden bleiben; und sind wir einmal so glücklich eins mit Füssen zu treten, so tanzen dafür ein Dutzend neue auf unserm Kopf. Ich will mich deutlicher erklären Melinde ist ein schönes wohlgewachsenes Mädchen. Ihre Aeltern versäumten an ihrer Erziehung nicht das geringste. In allen weiblichen Arbeiten ist sie sehr erfahren. Sie singt artig, tanzt entzückend, spielt das Clavier, liest sehr stark und mit Verstand. Ihr gröstes Verdienst ist — ein gutes Herz, eine edeldenkende Seele. Ihr Umgang ist gesellschaftlich — unterhaltend, — und doch blieb sie sitzen. Melinde kannte die Welt noch nicht. Ihr gutes Herz, ihr Verstand lehrten sie, mit allen Menschen umzugehen. Gegen jeden war sie freundschaftlich. Sie hielt jeden für gut. Begegnete ihr ein guter Freund auf der Strase, auf dem Spa-

 zier-

ziergange, so sprach sie und unterhielte sich mit ihm von der Natur, oder andern Gegenständen. An sich betrachtet, war die Handlung unschuldig; — aber das gute Mädchen prüfte nicht genug, wenn sie jemand kennen lernte; dadurch kam es, daß Melinde ehe sie sichs versah in einen bösen Ruf kam. Die meiste schrien sie für die gröste Coquette aus. Ursache, auch wohl gar Ueberzeugung, schienen die Leute genug zu haben, denn sie sahen das Mädchen zu Hause nicht nur von vielen Stutzern umgeben, sondern auch bisweilen mit dieser und jener Mannsperson vertraut auf dem Felde herumwandeln. Der heutigen Welt bleibt also kein Schluß übrig, als den, Melinde ist ein schlechtes Mädchen. — Sie hatte wahre Freunde, die ihr die Gerüchte von ihr hinterbrachten. Aber sie lachte dazu und behauptete, daß man sich über alle Vorurtheile hinaus setzen müsse. Niemand konnte sie von dem unglücklichen Irrthum befreien, bis daß sie selbst einsehen lernte, wie unschuldig leichtsinnig sie gehandelt hatte. — Da aber war es zu spat.

Blandine verhielte sich ganz anders. Sie war die Tochter eines reichen Adelichen; gut gebaut. Ihre Miene schiene sehr bescheiden zu seyn. Des Sonntags gieng sie in die Kirche, und hielte Betstunde zu Hause. Weder

auf

auf der Strase noch auf dem Felde sahe man sie öffentlich mit einer Mannsperson gehen. Sprach man mit ihr von dem andern Geschlecht, so schlug sie die Augen nieder. In Gesellschaften gesellte sie sich zu ihres gleichen, und ihre Unterredung war von Moral und Tugend. Jedermann hielte Blandine für das keuscheste, rechtschaffenste Frauenzimmer, und sie war die gröste Coquette. Ihre Aeltern starben frühzeitig, und hinterliessen ihr ein groses Vermögen. Anstatt einen armen aber ehrlichen Dorfjunker glücklich zu machen, wählte sie ihren Kammerdjener zu ihrem Beischläfer. Einigemal wurde sie zwar schwanger — aber die Kunst es vor der Welt zu verheimlichen verstunde sie so, daß niemand etwas nachtheiliges von ihr argwohnte. — Dessen ohngeachtet galt Blandine für das tugendhafteste Fräulein in der Stadt. — An Anbeter fehlte es nicht. Jeder preiste sich selig, um ihr die Hand reichen zu dörfen. Kein Flehen konnte sie erweichen. Endlich starb der Kammerdiener an einer Auszehrung. Nun fand Blandine für nöthig sich nach und nach einen Mann nach ihrem Geschmack zu nehmen. Sie wählte — und wählte — und ihre Wahl fiel zwar auf einen armen aber höchst einfältigen gnädigen Herrn. Die Leute schüttelten die Köpfe und konnten nicht begreifen, wie so ein kluges, rechtschaffenes Fräulein so einen Mann lieben kön-

könne. — Es geht gemeiniglich so — hies es — man wählt so lang, bis daß man hinein fällt. Blandine hatte einen andern Grund. Immer mit einem Mann leben, mag ich nicht — Ein Gegenstand, der zu oft kömmt, bringt Eckel. — Aber ein Kammerdiener hat für mich mehr Unterhaltung. — Bald darauf nahm sie wieder einen an.

Wahlschein ist zwar von geringer Geburt. Er erwarb sich aber durch seine Music und singen und tanzen viele Freunde. Er verdiente damit Geld und befande sich in dem Stande sich nach Geschmack der Damen zu tragen. Izt dachte er nur noch, wie er von ihnen am meisten Nutzen ziehen könnte. Er kleidete sich nach der neuesten Art — trug wohlriechende Wasser bei sich — tanzte, hüpfte, sang, küßte den Mädchen die Hand, sagte ihnen hübsche Gedichte vor, mit einem Wort, man war allemal froh, wenn man ihn kommen sah. Es ist ein allerliebster Mensch, sagten sie alle — der hat Lebensart, der weis zu leben, der tanzt, der singt und spricht so schön — ach es ist eine Freude wenn man ihn nur sehen kann, und eine noch grösere, wenn man von ihm geküßt wird. — So wußte **Wahlschein** das Herz der Mädchen zu seinem Vortheil einzunehmen. Jedermann hielte ihn für den besten, unschuldigsten Menschen, und war es nicht. So

bald er seine gewöhnliche Besuche abgestattet hatte, so schlich er in sein bestelltes Haus, in welchem er die Theorie der Liebe in eine sinnliche practische verwandelte, und oft ganze Nächte schwärmte.

Friedhelm stammte von einem sehr guten Hause ab. Er liebte die Wissenschaften und schöne Künste. Seinem Nebenmenschen zu dienen, Caractere der Menschen kennen zu lernen, auf ihre Handlungen Achtung zu geben, sie aufzuzeichnen, war seine Lieblingsbeschäftigung. Aus diesem Grunde besuchte er, um seinem Zweck näher zu kommen, bald hie, bald da, bald dort öffentlichen Plätze. Ließ sich mit Leuten in Unterredungen ein, und freute sich neue Caractere entdeckt zu haben. Seine Absicht war zu gleicher Zeit, sich selbst zu bilden, das menschliche Herz, wie es ist, zu erforschen, und sich denn an seinen Schreibpult zu setzen, und darüber seine Betrachtungen anzustellen. Sein Vater war einer der grösten practischen Rechtsgelehrten. Er sollte sie auch fortsetzen, er machte auch alle Theile durch. — Nach genauer Prüfung aber fand er, daß er als Rechtsgelehrter den Beifall seines Vaters nicht erhalten würde. — Er ließ sie also fahren, folgte seiner Neigung und diese war bildenden Künsten und Wissenschaften. Die Welt sah dieses. — Ha! war ihr Urtheil — **Friedhelm** ist nicht

nur ein ausschweifender Mensch, denn man sieht ihn allenthalben — sondern hat auch nichts gelernt, denn sonst wäre er Doctor Juris geworden!

Menschen! wenn ihr entscheiden wollt, so prüft, wäget erst eure Urtheile auf der Goldwaage ab, damit sie nicht zu leicht befunden werden, und das Glück eines jungen Mannes nicht untergraben. — Nicht jede Handlung verräth eine schlechtdenkende Seele! würde jeder Jüngling nach seinem Stand sich prüfen, oder wenn er nicht weiß, was Prüfung ist, sich es erklären lassen; würde er seine Denkungsart, seinen Caracter, seine Neigung genau erforschen, zu welchem Stand, zu welchem Fach er die gröste Begierde fühlt, — und wenn er seiner Sache gewiß ist, dieser denn sich ganz widmen, um in der Folge dem Staat zu nützen. Würde ein jeder so handeln, so hätte wahrlich die Welt in jedem Stand mehr gute als schlechte Mitglieder. Ihr Mädchen aber spiegelt euch an Melinden und Blandinen. Jene verdient Mitleiden, diese aber Verachtung. Richtet euch nach den Vorurtheilen und thut ihr es nicht, so habt ihr es euch selbst zuzuschreiben, wenn euer zukünftiges Wohl sich mit Ach und Weh endigt.

§. 63.

§. 63.
Reichthum. Großmuth. Pralerei. Armuth. Verachtung. Ehrlichkeit.

Geld ist in unsern Tagen der einzige Gegenstand, nach dem wir alle trachten; die Neigung es zu erhalten, ist unersättlich. Und so ein reicher Capitalist! was er für eine Figur spielt — dort sitzt **Cleon**, ein Mann, von einer halben Million, mit grobe lederne Schuh, kleinen altväterischen tombackenen Schnallen, schwarzen wollenen Strümpfen — einen grauen schon gewandten Sürtout und Weste — am Halse eine lange von alten schwarzen seidenen Strümpfen zusammen gesetzte Binde herunter hängend — auf dem Kopf eine schwarze Perücke mit einem kleinen Haarbeutel, der Alters halber seine Ecken verlohren hat — schwarze Beinkleider von dem gröbsten Tuch. — So sitzt **Cleon** meistentheils zu Hause mit der Brille auf der Nase, seine Bücher nachsehend, ob auch die Intressen richtig eingehen, genau berechnend, was in der Haushaltung aufgeht — brummend, wenn ein Pfenning mehr ausgegeben wird — abermal rechnend wie viel man sparen kann, um in diesem Jahre wieder ein Capital anzulegen — verhungernd, wenn nicht auf den Tag die gefallene Gelder eingehen — verzweifeln wollend, wenn ein Capital

pital mit Intressen verlohren geht. Welches Bild! — verdient er Achtung? — Nein — sondern Mitleiden. Weil Cleon reich, aber nicht glücklich ist. Lindberg denkt besser. Er ist ein Millionair. Seine Haushaltung ist prächtig — sein Tisch fürstlich — Er wird immer so zubereitet, daß 12 Personen mehr mit essen können; die ausgesuchte Leckerbissen, die herrlichste Weine wechseln täglich ab. Alles wird in Silber gespeist — Lindberg aber mit seinem Weib essen auf Gold. — Wöchentlich giebt er Concert, grose Gesellschaften, und Bälle: Stets fährt er mit vieren — desgleichen seine Frau. Sechs Bedienten, auf das kostbarste gekleidet, hat er zur Bedienung. — Reitet er spazieren, so reiten die Bedienten nebst den zwei Leibjägern und zwei Mohren nach. — So bald es heist, der Herr geheime Rath von Lindberg kömmt, so stürzt sich alles. Was für ein Ansehen — für eine Gewalt der Mann nicht hat; Ist er glücklich? — mehr wie Cleon, dieses hat seine Richtigkeit — und doch ist in seinem Caracter ein Hauptflecken — und der ist — Pralerei. Seine einzige Absicht ist der Welt durch Thaten zu beweisen, wie mächtig er sey — wie wenige von seinem Stand ihm es nachmachen können. Aber was sind das für Wunderwerke? Solche Thaten durch das Geld zwingen, ist eben eine solche Narrheit, wie Hofraths- und Geheimerathstitel durch das Geld,

oder

oder durch goldene Uhren und andern Kostbarkeiten erkaufen — Nicht nur Pralerei, sondern auch Eitelkeit besitzt Lindberg in dem höchsten Grade — Warum läßt er seine Mohren, Leibjäger, Bedienten hinter sich reiten — Warum läßt er auf seine Kosten Bälle, Gesellschaften, Concerte anstellen? — Warum speist er seine Gäste auf Silber — er aber dafür auf Gold? — Warum läßt er täglich für so viele Personen mehr Essen zubereiten? Aus keiner andern Ursache, als der Welt zu beweisen, was er für ein groser uneigennütziger Mann sey — Den Armen thut er zwar auch gutes — aber nicht in der Stille, sondern öffentlich, damit alle Leute die Menschenliebe sehen — sie bewundern, und bei andern Gelegenheiten seine Freigebigkeit rühmen sollen — — So durchlebt Lindberg seine Tage — in einem beständigen Rausche von Handlungen, die ihn in den Augen des vernünftigdenkenden Mannes lächerlich machen. — An Arbeiten kann er nicht denken. — Er ist ohnehin der Gelehrteste, weil es ihm nie an Geld fehlt, doch hat er Zeit seinen Launen nachzuhängen — Ein halb Dutzend Maitressen helfen sie ihm wechselsweise verkürzen — Er besucht sie öffentlich — Man spricht bisweilen davon — aber auf einmal hält man ein. — Er kann sie ja halten — Sein Beutel hat keinen Grund — wer es einmal so weit ge-

bracht, wie er, der kann thun, was er will. Grundsätze, die wir gewiß nicht kennen würden, wenn uns das Böse unbekannt wäre. So handelt Theobald nicht — Er ist auch ein Mann von einer halben Million. Hält gleichfalls seine Kutsche und Pferde, seine Bedienten; seine Einrichtung aber, seine Lebensart, sein Caracter ist das Gegentheil von Cleon und Lindberg. Ohngeachtet er von dem besten Adel abstammt, so ist er darauf nichts weniger als stolz. Gegen jedermann ist er menschenfreundlich, nicht zudringlich, aber auch nicht so zurückhaltend. Mit jedem unterhält er sich, wenn er findet, daß sein Gegner Geschmack und Wissenschaften hat. Niemals sieht er auf die Geburt — denn sagt er — die Erfahrung hat mich gelehrt, daß in niedern Ständen mehr Genie, mehr Verstand steckt, als in höhern. Warum soll man sich solcher Leute schämen — Sind sie Schuld, daß ihre Aeltern arm und von geringer Geburt gewesen waren? — Schwaches, elendes Vorurtheil! Daß sich doch der Adel so oft auf die Stufe der Dummheit setzt. Was ist einfältiger als Personen fliehen, die dem Stand nach geringer sind, als ich — Wenn nun die Grosen so dächten, wie viele blieben Ihnen als Gesellschafter übrig? — Theobald war zugleich ein Mann von Wissenschaften. Schöne bildende Künste, Geschichte und Tonkunst, waren sei-

ne Lieblingsfächer. Er gab Concerte, in welchen er jedem freien Zutritt gestattete, und sich freute, wenn dieser oder jener auf einem Instrument Fertigkeit erreicht hatte. Er hielte auch Gesellschaften, aber nicht für das Spiel, für bloses Eßen und Trinken, sondern wo man sich von gelehrten Gegenständen unterhielte, die auf das Wohl der Nebenmenschen sich gründeten — Seine Tafel war gut, aber nicht kostbar — Wer bei ihm aß, war ihm willkommen; täglich wurde mehr gekocht — aber die Hausarmen bekamen ihr Schärfchen auch davon. Hört er von einer Familie, die in bedrängten Umständen ist, so schleicht er selbst in der Stille, untersucht ob es so ist, und verhält sich die Sache, so unterstützt er die Leute so lange, bis daß sich ihre Umstände verbessert haben. Seine Kleidung glänzt nicht von Gold, Silber, und Edelgesteinen, sondern sauber und einfach — Seine Kutsche und Pferde gebrauchen mehr andere Leute, als er selbst — Sieht er einen jungen Menschen der Genie hat — der gern etwas lernen wollte, allein das Geld fehlt ihm, so unterstützt er ihn, damit er auf Universitäten gehen, und sich zu einem nützlichen Bürger des Staats vorbereiten kann. — Sein gröstes Vergnügen ist Wohlthun — Es ist ja kein Verdienst nicht, denkt er, sondern, wenn uns Gott mit zeitlichen Glücksgütern gesegnet

hat, so ist es Pflicht und Schuldigkeit, unsern Nebenmenschen nach Kräften unter die Aerme zu greifen. Freilich ist es Pflicht und Schuldigkeit! — aber wie viele denken, handeln auf diese Art, wie der fürtrefliche Theobold — Unter hundert tausend Menschen kaum einer. — Er hatte einen ganz andern Begrif von der Armuth. — Traurig ist es, daß so viele tausende dem Spiel, Wein, Wollust, und Leckerbissen gewidmet werden — Wie vielen Bedrängten hätte man damit nicht helfen können — So sind aber die Menschen! der Wollüstling hängt, wenn er sie hat, hundert tausend an ein Weibsbild, das ein bischen elenden Prunk besitzt, und schlägt dem Armen eine kleine Gabe ab; der Spieler, aus verfluchter Gewinnbegierde setzt Tausende auf eine Carte, und verliehrt sie doch noch lieber, als einem Bedrängten einen Gulden zu reichen; dem Säufer ist kein Wein zu theuer, aber ein kleines Allmosen zu geben, dünkt ihm schon zu viel — Und was ist endlich die Bestimmung eines Säufers, Wollüstlings und Spielers? — Daß sie in dem Alter, wenn sie in der Jugend geritten und gefahren, zu Fuße gehen, und, um nicht Hunger zu sterben, das Bettelbrod essen müssen. Allem diesem ist die Armuth freilich nicht ausgesetzt — aber auf der andern Seite desto mehrerer Verachtung und Mißtrauen. Mancher wird dem Staat als Hand-

werksmann, und Gelehrter nützliche Dienste leisten, wenn eine edle Seele sich gefünden, die ihn mit Geld einen kleinen Vorschuß gethan — aber da heißt es — was sollen wir einem Mann Geld geben, der kaum ein paar Gulden in dem Vermögen hat? — Wer ist uns dafür Bürge? Wir haben ohnehin genug Ausgaben, (die Maitressen, und der Magen und das Spiel wollen unterhalten seyn) Und wenn er stirbt — nein — so unüberlegt muß man nicht handeln! Unglückliche Menschen seyd ihr, wenn ihr auf solchen Grundsätzen beharrt — Wohlthun ist eine göttliche Eigenschaft, die unser Herz so weich, so ruhig, so freudenvoll, so selig macht und übt sie doch so wenig aus? Wüßtet ihr was sie wäre — ihr würdet bessere Menschen, rechtschaffenere Christen, wärmere Patrioten seyn. — Ihr haltet auf Ehre und lasset sie allenthalben scheitern. So viel ist gewiß, daß man **Ehrlichkeit**, so selten sie auch wird, doch mehr bei niedern, als höhern Ständen antrift.

§. 64.

Residenzen. Geschmack. Reichsstädte. Schlummer.

Wie sich der Tag gegen die Nacht verhält, so verhält sich der Geschmack in den Residenzen und Höfen, gegen die Reichsstädte. Wie ist dort nicht alles so aufgeklärt — Künste und Wissenschaften blühen und bringen die herrlichsten Früchte. Der Künstler und Gelehrte, wetteifern um die Lorbeere, werden stets aufgemuntert und nach ihren Verdiensten belohnt. In Reichsstädten aber, wohl nicht in allen, doch in den meisten, bleibt das Feld der bildenden Künste und Wissenschaften ungearbeitet. Wird auch einmal guter Saamen gesät, so kömmt noch eine grösere Anzahl von Dorn und Disteln dazu und ersticken die hoffnungsvolle Pflanzen. Was ist Schuld? — Ja — die Obrigkeit sollte hier Rath schaffen — Sie könnte es am besten thun, und — unterläßt — es. Man schweige mir doch mit den albernen Gedanken — Er verräth nichts als einen Mann, der in einem Ort läuten gehört und weiß nicht wo — — der nicht die geringste Kenntnis von einer reichsstädtischen Verfassung hat, mit einem Wort, einen Dummkopf. —

Die Handlung, die Handlung hat leider die Künste und Wissenschaften so eingewiegt, daß sie in dieser Welt schwerlich zum Erwachen kommen werden — Wenn auch einer in seiner Ecke sitzt und sich bemüht, in der Folge seiner Vaterstadt, in diesem oder jenem Fach der schönen Künste und Wissenschaften zu nutzen — so macht, wie bekannt, eine Schwalbe noch keinen Sommer — das Profitchen schmeckt den Leuten gar zu wohl — und den möchte ich sehn, der den, dem etwas wohl behagt, davon abhalten könnte? — — Bei einer andern Gelegenheit mehr davon.

§. 65.

Landleben.

Derjenige, der seine Tage in Ruhe, entfernt von dem Getümmel der Welt, zubringen will, begiebt sich auf das Land. Hier sieht er seine Wünsche befriedigt. Von Unruhe, Bosheit, Verstellung, weiß man wenig. Täglich freut man sich seines Daseyns. Pflanzt im Frühling, erndet im Sommer und Herbst, und genießt im Winter den Segen, den die Vorsehung bescheret hat. Itzt ist der Zustand auf dem Lande kläglicher. Dem Landmann entreißt man seine erwachsene Söhne. Schwere Steuren muß er erlegen. Dem ohngeach-

tet weiß der Bauer eben so gut seinen Magen an Caffee zu gewöhnen, wie der Edelmann. Die Bauernmädchen leben nicht mehr so unschuldig wie ehemals. Sie besuchen fleisig die Stadt, und nehmen von jungen Herren Besuche an.

§. 66.

Wollüste. Bordels.

Aus allem dem, was ich bis hieher berührt habe, wird sattsam erhellen, daß die Wollüste bei allen Ständen sich nicht nur sehr ausgebreitet, sondern auch die schrecklichsten Folgen nach sich gezogen haben — Wie, wenn man öffentliche Bordels errichtete? In verschiedenen Städten Teutschlandes hat man bereits die beste Einrichtung getroffen? In vielen aber noch nicht — Fragte ich nach der Ursache, so antwortete man mir, daß Bordels dem Staat zum grösten Nachtheil gereichten. Er würde zu sehr geschwächt. Für die Jugend wäre sie eine Quelle zu mehreren Ausschweifungen. Gründe, die sich hören lassen, aber in unsern itzigen Zeiten nicht mehr anzunehmen sind. — Man höre die meinige.

Bordels sind nach der Sittenlehre unerlaubt und für den Staat doch mehr nützlich als

als schädlich. Was diese verbietet, befiehlt auf der andern Seite die Politic — Sie sagt, man muß ein kleines Uebel dulden, um das grösere zu verhüten. Wenn man bedenkt, daß unsere Zeiten, so aufgeklärt sie auch immer seyn mögen, desto weichlicher sind, daß die Wollüste von der niedern Hütte bis in die glänzenden Palläste eingedrungen und in dem höchsten Grade ausgeartet sind. Was sie für gefährliche Krankheiten nach sich gezogen haben und noch nach sich ziehen. Wie gering die Zahl derjenigen ist, die noch nicht von der so reizbaren Venus heimgesucht worden. Traurig ist es, daß Aeltern, Kinder, Bediente, Mägde — ganze Familien von der venerischen Seuche angesteckt wurden. Unsere Jugend hat, ehe sie noch zu blühen anfängt, verblüht. — Sie lebt Vogelschnell — und wenn es dabei bliebe? — Sie geht weiter — Knabenschänderei — Sodomiterei treten itzt der Venus zur Seite und verdrängen sie. Jünglinge, verheurathete Männer, welche manche weibliche Seele unglücklich gemacht haben, verlassen sie, und gehen, um Veränderung zu erhalten, zu diesen über. — Welche Greuel für die Menschheit! Verdient ein Knabenschänder, ein Sodomit ein Geschöpfe Gottes zu heissen? Ist er nicht noch weniger als das unvernünftigste Thier? So weit ist es gekommen, daß viele Menschen aufhören Menschen

zu seyn. Dadurch, daß man einem kleinen Uebel steuern will, vermehrt man das andere, und giebt Gelegenheiten zu solchen Fehltritten, die nicht erfolgen würden, wenn man sie erlaubt hätte. Was thut der Mensch nicht um seine Triebe zu befriedigen? Verbietet man ihm etwas, so ist die Neigung, das Verbotene auszuüben, desto stärker; setzt man Strafen darauf, so ist für ihn der Genuß und Besitz für seine Seele desto reizender, und seine Begierde ohne Grenzen.

Bedenkt man ferner, wie viele Leute in heimlichen Schlupfwinkeln leben, die auf eine unerlaubte Art junge unschuldige Mädchen und Jünglinge in ihren Netzen fangen; wie mancher Jüngling, der ein gutes Herz, und welches die Hauptsache ist, Vermögen besitzt, wird durch die Kuppler, wie manches rechtschaffenen Mannes Tochter, durch die Kupplerinnen, welche zugleich die Stelle der Cammerjungfer, oder Haushälterin vertreten, zu Schritten verleitet, die sie um Glück, Ehre, Vermögen, Ruhe und Gesundheit bringen. Wenn man alle diese Gründe überlegt, so hoffe ich, daß man mir den Gedanken, öffentliche Bordel zu errichten, nicht verargen, und von der Seite auslegen wird, als wenn ich Sätze zum Nachtheil des Staats einstreuen wollte — Verschiedene grose Gelehrte haben sie ja nicht nur gebilligt,

billigt, sondern auch bewiesen, wie nöthig in unsern Zeiten ein wohl eingerichtetes Bordel sey. Den Vorschlägen aber, die andere Gelehrte gethan, daß man nemlich den Frauenspersonen befehlen sollte, des Abends mit einer Laterne auszugehen, in dem entgegen gesetzten Fall aber alle diejenigen, die sich ohne Laterne sehen liessen, wegzunehmen, sie einzusperren und zu strafen, kann ich auf keinen Fall beitreten. Zur Verminderung der Wollüste, und dieses soll doch hier die Absicht seyn — tragen sie nichts bei. Desto wahrscheinlicher aber ist mir, daß der Landesherr oder diejenige Obrigkeit, die davon Gebrauch machen wollte, nicht Geld und Handwerksleute genug auftreiben könnte, um Gebäude aufzuführen, und den vornehmen und geringen Damen ihre Stellen anzuweisen. — Wie aber wenn ein Frauenzimmer ohne Laterne mit einer Mannsperson geht? — sollen sie beide mitgenommen werden? — Doch wieder eingelenkt. Der Gedanke, Bordels wären für junge Leute eine Quelle zu neuen Ausschweifungen, kömmt mir immer sehr lächerlich vor. Ein Mensch, der den Wollüsten ergeben ist, hat, um sie zu befriedigen, tausend Auswege. Die Einwendung fällt also von selbst weg. Besser ist es — doch ich muß hier abbrechen, um nicht zu weitläuftig zu werden. Noch eine fürchterliche Folge, die gröstentheils durch den Luxus entsteht, ist der

§. 67.

§. 67.

Selbstmord.

In der That halte ich dafür, daß man, um einen gewissen Endzweck zu erreichen, eine nachdrückliche Strafe festsetzen muß. Was für Mittel sind die beste, um diesem so gefährlichen Uebel leider nicht ganz, aber doch etwas zuvorzukommen. — Einige sagen, ist nicht der Mensch schon bestraft genug, daß er sich selbst entleibt hat? — Was nützt einem todten Cörper eine Strafe? Er weißt nichts von ihr, und fühlt sie nicht mehr. — Will man diesen Grundsatz annehmen, so folgt daraus, daß die Strafen meistentheils unnütze, folglich ganz zu entbehren sind — Was ist die Ursache, warum sich in unsern Zeiten mehrere Menschen um das Leben bringen? — Meine kleine Erfahrung hat mich in den Stand gesetzt, dreierlei Gründe anzugeben. Luxus, schändlicher Eigennutz und Begierde, viel Vermögen zu erwerben. Melancolie. Einige Beispiele, die sich in verschiedenen Gegenden Teutschlands zugetragen haben, werden meine Beantwortung nicht nur deutlicher machen, sondern auch mich vielleicht in einigen Stücken rechtfertigen, warum ich diesen traurigen Gegenstand mitberühre.

Ein Gelehrter hatte kaum einige Zeit mit seiner unschuldigen Frau gelebt, als es ihm plötzlich einfiel, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Der Mann war nicht nur von guter Familie, sondern auch wohlhabend. Mit seiner Frau hatte er ein artiges Vermögen erheurathet. Anstatt dieses zu erhalten, so brachte er es in dem ersten Jahr seines Ehestandes durch, machte noch so viele Schulden dazu — die Verzweifelung wirkt in solchen Fällen auch ihren Theil — es kömmt ein unglücklicher Augenblick — eine Pistole muß also Luft schaffen. Seine hinterlassene aber unglückliche Frau bezeugte noch so viele Liebe, daß sie ihn wie andere ehrliche Leute mit den grösten Feierlichkeiten zur Erde bestatten liesse.

Ich kam in eine andere Gegend und war von einer solchen Catastrophe ein Augenzeuge. Ein angesehener Gelehrter machte auf einmal seinem Leben ein Ende. Jedermann wunderte sich über diesen Schritt. Endlich entdeckte sich die Ursache. Der Mann hatte viele fremde Gelder in Händen, brachte sie zwar nicht durch, verwendete sie aber zu seinem eigenen Nutzen. Man zog ihn zur Rechenschaft, durch den Tod aber entgieng er ihr. Die Hinterlassenen liessen ihn nicht nur auf das prächtigste begraben, sondern vorhero noch öffentlich sehn. Als ich mich über die Bestattung ver-

wunderte, so sagte man mir in das Ohr — daß solche Dinge freilich nicht geschehen sollten, allein die Räthe des Fürsten, ich wüßte ja, daß nicht alle die Landstrasen, sondern auch oft die Nebenwege sehr liebten. Dem sey nun wie ihm wolle, so kann ich auf keinen Fall solches Verfahren billigen. Wenn sich einer, oder eine, das Leben nehmen, so würde ich in meinem Lande das Gesetz machen, daß der Selbstmörder ohne Ansehn der Person, er mag reich oder arm, vornehm oder gering seyn, durch den Schinder in einer Kühhaut öffentlich herumgeführt, hernach auf die Anatomie gebracht, ein Scelet daraus gemacht, dieses aufgestellt, und auf dem Gerippe ein Zettul gefügt werden soll, auf welchen der Name und Caracter des Entleibten, und die wahrscheinlichsten Gründe, warum er sich entleibt hat, geschrieben werden müßten. —

Wahrscheinlich ist es mir immer, daß die Zahl der Selbstmörder, wenn man auf eine solche Art zu Werk gehet, sich vermindern, und daß ein solches Gesetz, vorzüglich auf den gemeinen Mann vielen Eindruck machen würde; ganz seinen Zweck erreichen, geht zwar nicht an — denn wo ist ein Gesetz in der Welt, das die Menschen ganz gehalten haben? —

Einige Fälle nehme ich aus, z. B. Personen, die durch Unglück um das Leben gekommen sind, oder durch Melancolie — furiosi, mente capti, wie die Juristen sagen, u. d. gl. Alle diese müßten, nachdem man vorhero bewiesen, daß sie unter diese Classe gehörten, aber in der Stille vor Sonnenaufgang zur Ruhe gebracht werden. Mir fällt noch ein solcher trauriger Gegenstand ein, er betrift den

§. 68.

Kindermord.

Unter die merkwürdigsten Vorfälle, die sich in dem 1780sten Jahre zugetragen haben, gehöret, ohnstreitig, auch die Frage: Welches sind die besten und sichersten Mittel, um dem Kindermord Einhalt zu thun? Ein **Dahlberg**, dessen Verdienste nicht nur um die Litteratur, sondern vorzüglich auch um das allgemeine Wohl der Menschen zu befördern, der Nachwelt unvergeslich machen werden — war die Haupttriebfeder: Er ersuchte Teutschland um eine Beantwortung und bestimmte dem: der dem Zweck am nächsten kömmt, eine solche Belohnung, die schwerlich noch eine gelehrte Gesellschaft in unserm heiligen römischen Reich so festgesetzt hätte.

Jeder

Jeder, dessen Wunsch es ist, seine Nebenmenschen ganz glücklich zu sehn, wird in der Stille, Dahlberg eine Freudenthräne zollen, wird für sein Wohl bitten, und den Mann zeitlebens bewundern, dessen Eifer für Teutschland, so unermüdend, so uneigennützig, so patriotisch ist: desto mehr muß man bedauern, wenn Absichten solcher verehrungswürdigen Männer fehlschlagen, wenn man sie mit einem faden Gewäsche überhäuft und ihre ohnehin so edle Zeit gleichsam wegstiehlt. Vorstellen kann man sich, daß es an Personen gewiß nicht gefehlt hat, die die Beantwortung gegenwärtiger Frage ausgearbeitet haben; wenn sie aber **Dahlbergs** Wünsche nicht hinlänglich befriedigten (und dies war hier vermuthlich der Fall, sonst würde die Bestimmung des Preises nicht ausgesetzt worden seyn) so ist es allerdings zu vermuthen, daß unter hundert Arbeitern wenig erfahrne Männer gewesen sind; die Ursache scheint mir sehr natürlich zu seyn. Wenn auf eine Frage, sie mag sich beziehen auf was sie will, ein Preis gesetzt wird, so regt sich gemeiniglich bei solchen Männern der Ehrgeiz am ersten, die entweder in dem Begrif sind auf Universitäten zu gehn und vielleicht schon einige Bücher gelesen haben, oder bei solchen, die erst zurückgekommen, und noch Herr ihrer Zeit sind; folglich, wenn sie ihre Zeit auch noch so nützlich angewendet,

wendet, noch keine practischen, sondern nur theoretischer Kenntniße haben können. Man wird daher selten etwas gründliches lesen, weil solche Aufgaben, die gröste Kenntniß des Herzens, der Welt, und einen solchen Mann erfordern, der an dem Ruder des Staats gearbeitet, und bereits viele Erfahrungen gesammelt hat. Nur ein solcher Gelehrter ist in dem Stande, eine Frage, wie gegenwärtige ist, nach dem Wunsch desjenigen, der sie aufgeworfen, genauer zu beantworten. Er, der Mann von practischen Kenntnissen des Herzens, der Welt, wird das Ziel gewiß niemals ganz verfehlen. Aber wo ist der Mann, der solche Kenntniße besitzt, und solche Fragen beantwortet? Der Mann, von ernsthaften Geschäften überhäuft, kann wenig an sich selbst, noch weniger an andern Gegenständen denken. Es fehlt ihm an Muse: er ist nicht Herr über seine Zeit, und kömmt einmal ein Augenblick, so ist er froh diesen der Ruhe zu widmen. Ohngeachtet ich auch noch unter die Gattung derjenigen Männer gehöre, die erst zu leben, und auf dem grosen Schauplatz der Welt zu treten anfangen, so konnte ich es doch nicht über mein armes Jünglingsherz bringen, auch meine Gedanken über diesen so wichtigen Gegenstand zu Papier zu bringen, und zugleich die Erfahrungen meines seeligen Vaters und Grosvaters zu nützen. Daß auch ich dieser

Frage nicht am nächsten kommen werde, ist sehr natürlich. Die Ursache habe ich bereits angegeben. Unterdessen theile ich sie hier mit, nicht etwa um die 100. Ducaten zu ziehen — denn wenn ein Gelehrter nur aus Eigennutz schreibt, so wollte ich wetten, daß er sich auf dem Weg mit jedem Augenblick verirren wird, sondern nur von vernünftigdenkenden und einsichtsvollen Männern zu hören, ob einige Vorschläge anzunehmen sind.

In der That habe ich, ohne in den Ton eines Pralers zu fallen, darüber nachgedacht; je mehr ich aber nachdenke, je mehr finde ich, daß sie sich specialiter etwas, und generaliter gar nicht bestimmen läßt. Unterdessen will ich einen Versuch machen. —

Ist es genug, wenn man Findelhäuser anlegt, den schwangern Mädchen dritte Oerter anweißt, um sich ihrer Bürde zu entledigen, Strafen, Consistorialpredigten und Kirchenbuse aufhebt? Ist alles dieses hinreichend? ja höre ich viele sagen, es steuert allemal dem Kindermord sehr. Und ich antworte, daß alle diese Gegenstände noch niemals dem Kindermord Einhalt gethan haben — die Erfahrung hat es ja sattsam gelehrt. Wo trift man in Teutschland bessere Anstalten als in Frankreich an? Man findet da wohlein-

ge-

gerichtete Findelhäuser, man weiß von keiner Kirchenbuse, keinen Hurenbrüchen, man verwehrt den aus verbotener Liebe erzeugten Kindern nicht Handwerker zu lernen, man giebt den Mädchen Gelegenheit ihre Bürden auf die wohlfeilste Art abzulegen, erzieht die Kinder auf Kosten des Staats — und bei allen diesen treflichen Anstalten finden sich doch immer Beispiele, wo unschuldige Kinder von ihren Müttern aufgeopfert werden. Aus allem diesem entsteht nicht nur Wahrscheinlichkeit sondern vielleicht auch Gewißheit, daß es gar keine Mittel gäbe. Ich will nicht nein, nicht ja, sondern nur so viel sagen, daß sich dieser Gegenstand nicht genau bestimmen läßt. Wie kömmts aber, daß dem ohngeachtet solche traurige Beispiele sich zutragen? Was ist daran Schuld? Ei antworten einige pfeilschnell, der übertriebene Kleiderpracht, der Hang zu den ausgesuchten Leckerbissen, zur Wollust, mit einem Wort der Luxus ist eine Hauptquelle, aus welcher der Kindermord fließt.

Man erwarte hier nicht, daß ich dem Luxus überhaupt eine Parentation halte, und die Ursachen anführe, wie, oder auf was für eine Art ein Mädchen zu einem solchen abscheulichen Schritt verleitet wird. Dann diese Ursachen sind nicht nur unzählig, sondern auch schon so oft wiedergekäuet worden, daß billig

jeder ehrliche Mann einen Eckel dafür bekommen muß. Ueberdies gehören sie auch zur Haupt-Beantwortung nicht. Auch würde ich hier die Gränze der obberührten Frage überschreiten, wenn ich, wo nicht alle, aber doch wenigstens die meisten Gründe angeben wollte; sie würde mich von dem Hauptzweck zu weit entfernen, und ich hätte dann das Schicksal wie jener Professor, der, wenn er einen Gegenstand seinen Zuhörern erklärte, allemal, um ganz deutlich zu seyn, auf solche Abwege gerieth, daß man zuletzt selbst nicht wußte, wo man stehn geblieben war.

Ich übergehe daher alle diese Gegenstände, und schreite zur Beantwortung selbst: Man lege nicht nur gute, wohl eingerichtete Findelhäuser an, schaffe die abendtheuerlichen Ceremonien, wo sie noch herrschen sollten, die Kirchenbuse, und die Consistorialpredigten ab, man bestrafe die Mädchen nicht, weil sie ohnehin schon mit ihrer Leibesfrucht, dieselbe zu gebähren und zu erziehen, gestraft genug sind; man weise den schwangern Mädchen sichere Oerter an, wo sie unbemerkt sich von ihrer Bürde entledigen können, und nicht genöthigt sind, ein gewißes Kostgeld dafür zu bezahlen, man erziehe die aus verbotener Liebe erzeugte Kinder, auf Kosten des Staats, erlaube ihnen Handwerker und alles das zu lernen,

lernen, wozu solche ihr Genie treibt, man schließe sie von keinen Ehrenstellen aus, und verachte sie nicht wegen ihrer Geburt — sondern befehle auch, daß das Mädchen, welches verbotene Liebe gekostet, und die Welt mit einem Kind beschenkt hat, sich in alle Gesellschaften (nach ihren Stand versteht es sich) ohne daß man es deswegen ansieht, zeigen kann. — Das Wörtchen Schande ist ohnstreitig eins von den wichtigsten Ursachen, wodurch der Kindermord entsteht.

Man denke sich ein unschuldiges Mädchen, welches die Wege der Wollüsten noch nicht kennt. Es wird mit jungen Herren bekannt. Sein Herz empfindet für einen mehr als Freundschaft. Der junge Herr merkt es, und so entsteht die Freundschaft; diese erzeuget die Vertraulichkeit; Vertraulichkeit, Küßen, Küßen, Liebe, und Liebe — Kinder. Das Mädchen verbirgt so lange als möglich, ihre verbotene Frucht, — endlich wird sie sichtbar. Ihre Aeltern, oder andere Anverwandte merken die Veränderung ihres Standes — Itzt ist Feuer in allen Ecken. Man überhäuft das unglückliche Mädchen mit den bittersten Vorwürfen, nennt sie täglich, die schlechtdenkenste Seele — die gröste Hure — — — als ob ein Mädchen von der Gattung schon die gröste Hure wäre — Anstatt die Sache in

der Güte beizulegen, machen sie sie ärger. Sie wird in der Stadt bekant — Ein neuer Stoff für die **Damen**, die fleisig in Gesellschaften gehen, und sich über die Fehltritte ihrer Nebenmenschen lustig machen. Nun geht es über das Mädchen los. Ein jeder und jede findet einen Fehler, und das Urtheil ist endlich, man muß nicht mehr mit ihm umgehen, und wenn sie ja so frech und unverschämt seyn sollte, in die Gesellschaft zu kommen, so muß man sie stehen lassen, nichts mit ihr reden, und ihr mit der grösten Verachtung begegnen. — Nun denke man sich ein solches Mädchen! Verspottet, verachtet, mit Vorwürfen überhäuft, von jedem verlassen — durch eine solche Begegnung müssen natürlicher Weise die schrecklichste Folgen entstehen. Und wer ist Schuld? Wenn ich dieser Sache etwas genau nachdenke, so ruht auf den Aeltern und Anverwandten eine noch weit grösere Schuld. Würden sie gütiger, menschenfreundlicher, nachsichtiger mit ihrer Tochter oder Nichte umgegangen, die Verweise gegen sie nicht pöbelhaft, sondern zärtlich rührend seyn, würden sie das Vergehn, daß doch ohne Widerspruch aus Schwäche und nicht aus Bosheit herrührt, nach ihren Kräften zudecken, es nach Beschaffenheit verbessern, und nicht den Funken so lange anblasen, bis daß er zum

Feuer

Feuer wird. — So würde auf beiden Theilen mehr Ehre herauskommen. —

Auch Armuth ist ein Gegenstand, der zu Zeiten den Kindermord veranlaßt und — doch will ich mich hier weiter nicht in dieses Capitel einlassen, weil ohnehin schon so viel darüber commentirt wurde, daß man wirklich Mühe hat, nur noch eine Note anzubringen. So viel ist aber gewiß, und ich getraue mir es auch zu behaupten, daß Schande am meisten zu dem Kindermord beiträgt. Steuert man dieser nicht, so ist alle Mühe vergebens. Wird ein Mädchen schwanger, wie oft geschieht dieses nicht, so verschone man es mit Vorwürfen, sehe es nicht dafür an, daß es ein Kind gehabt hat, lasse es in Gesellschaften, man befehle und bitte, daß man nichts davon spreche — u. s. w. auf diese Art, und wenn ich die oben angeführte Vorschläge dazu nehme, ist es mir sehr wahrscheinlich, den Kindermord etwas zu vermindern, oder Einhalt zu thun — man verzeihe mir, daß ich noch als ein junger Mann ohne grosen Kenntniße meine Meinung so gerade heraus sage — Einhalt thun, glaube ich wenigstens in diesem Leben gewiß nicht. Denn wie viele Mädchen wurden, und werden noch schwanger; sie verstehen aber die Kunst, die Conception in integrum zu restituiren, das heißt in ihr voriges

Nichts zu verwandeln — Wer mich verstanden hat, dem brauche ich mich nicht deutlicher zu erklären, und wer mich nicht verstanden hat, der braucht mich nicht zu verstehn.

Da fällt mir noch ein Gedanke ein — wie, wenn man die Kindermörderinnen, mit der nemlichen Strafe, die ich oben bei den Selbstmörder angeführt habe, belegte? Sollte dieses nicht auch ein bischen Eindruck machen? — Ich dächte!

Es ist Zeit von demjenigen Gegenstand etwas zu sagen, von dem itzt das Ohr höret, der Mund redet, der Zahn knirscht, die Hand schreibt, der Pfaff seufzt, die Nonne thränt, und jeder Protestant lacht — doch nicht alle, wenigstens ich nicht. Und das ist schon genug, um die Zahl unvollkommen zu machen. Warum ich generaliter, aber nicht specialiter mitlache — will ich hernach sagen.

Von selbst wird jedermann einsehen, daß ich itzt bin bei der

§. 69.

Religion.

Unter hundert tausend Menschen, sie mögen nun Catholicken oder Protestanten seyn, werden sich wenigstens 99900 befinden, die nicht wissen, was wahre Religion ist — denn wüsten sie, was sie wäre — so würde man unter ihnen wahrlich mehr unverfälschte Liebe, warme Freundschaft, Wahrheit, Neigung seinen Nebenmenschen glücklich zu sehen, und weniger Bosheit, Falschheit, und Neigung seinen Mitmenschen unglücklich zu machen finden. Die meiste gehen heut zu Tag mit ihr um, wie der Ballmeister mit seinem Ball. — Der Fehler liegt in der Erziehung. Man plagt die Kinder Gesänge, Psalmen, ganze Seiten aus der Bibel auswendig zu lernen, und prügelt sie, wenn sie nur ein Wörtchen anders sagen. — Was wird daraus? Ein Papagei, eine Nonne, ein Pfaff. Dadurch will ich nicht behaupten, als ob ich geistliche Lieder, Psalmen, Sprüche aus der Bibel zu lernen, verwerfe, sondern daß man den Kindern diese so wichtige Gegenstände mit Vernunft beibringe, damit sie auch wissen, was sie lernen. — Ich nehme keine Religion aus. Werden die Kinder älter, so kleben sie nur an dem bloßen Buchstaben — und halten den für einen Got-

tesverläugner, Lästerer der Bibel, wenn er sagt, daß das Buch Hiob wahrscheinlich von Möse geschrieben sey. Dieß sind Folgen der Erziehung, Folgen, die immer tiefer in die Finsterniß hineinführen. Dadurch kam es, daß ehedessen mancher catholische, mancher protestantische Geistliche so vielen Anhang, so vielen Beifall hatte. Dadurch kam es auch, daß, wenn sich einer fand, der die Schwäche seiner Mitbrüder sahe, der überzeugt wurde, daß so mancher auf die Canzel trat, und das Wort Gottes so unlauter predigte, und den Sinn ganz verfehlte; daß dieser, welcher sich bemühte, mehr als buchstäblich das Wort Gottes auszulegen, mit seiner Gelehrsamkeit zu Hause bleiben muste. An das tiefe Denken war man damals nicht gewöhnt, und wer es that — wurde ein Märtyrer der Religion — Freilich leistete Luther — viel, sehr viel. Unerschrocken betrat er die mit der grösten Finsterniß bedeckte Wege. — Gott war mit ihm und ließ durch ihn etwas Tag werden; — Dieses war für die Protestanten der glücklichste Zeitpunct. So bald Luther mit seinen getreuen Collegen zu den Vätern übergienge, so erfolgte eine Pause, — und diese dauert — leider noch fort. Mit der catholischen Religion wollte es aber durchaus nicht voran. Sie schlummerte. Endlich kam JOSEPH, die allbelebende Sonne, zerstreute die dicksten Nebel,

bel, und bereitete uns die reizensten, angenehmsten Frühlingstage.

Der Name Ketzer, Religionshaß wird verdrängt und Toleranz macht uns Menschen gesellschaftlicher, leutseeliger. — Itzt fängt man an, die Clöster zu entpfaffen, zu entnonnen. —— Man erwarte hier nicht, daß ich bei dieser Gelegenheit — auch mit meiner Waare auf den Markt ziehe, und sie allenthalben feil biete. Es haben ohnehin schon genug ihre Cramläden eröfnet, um Toleranz zu verkaufen.

Nur das muß ich sagen, daß die allbelebende Sonne mit der grösten Kraft auf die catholische Herzen gewürkt hat, und fortfährt zu würken.

Die vernünftige Catholicken, die sonst in ihrer Ecke sitzen mußten, weil sie nach ihrem Gefühl nicht predigen durften, kommen itzt nach und nach hervor. An Ablaßkrämerei, Heilige anrufen, denken sie nicht, desto mehr aber das Wort Gottes lauter und rein zu verkündigen. Nach geendigten Gottesdienst, gehen sie nicht, wie noch viele ihrer Herren Collegen thun, zu so vielen offenen Tafeln, um ihre Cörper zu mästen, nein — sondern sie geniessen die Gaben Gottes schriftmäsig,

das heißt, mit Maas und Ziel; denn setzen sie sich an ihre Schreibpulte, denken, und suchen nach ihren Kräften die Vorurtheile in der Religion nach und nach auszurotten — Daher kömmts auch, daß wir in einem Zeitraum von einem Jahr mehr vernünftigere Schriften von Catholicken, als in allen vorhergehenden Jahrhunderten, erhalten haben. Alles macht sich auf die Beine und schreibt und beweist, daß die Pfaffen und Nonnen in Clöstern unnütze wären. Auch ich bin dieser Meinung, und in der That davon überzeugt, wenn auch noch einigen die Thorheit oder Schwachheit in dem Kopf steckt, das Gegentheil zu behaupten. Ich berühre dieses nicht aus Religionshaß, sondern aus der gesunden Vernunft, die mir Gott auch gereicht hat. — Wenn ich in der Welt 100000 Clöster annehme — und das ist nach meinen Einsichten nicht zu wenig, — — was für einen Schaden hat nicht die Welt — und in dieser nicht jeder Staat? — Auf meine Frage brauche ich nicht zu antworten, weil es schon lange geschehen ist — Und müssen Clöster seyn, sind sie nothwendig? Ich weiß kein Wort davon, und finde auch keine Sylbe in der Schrift; in dem Gegentheil laufen sie gegen Gottes Absicht, diese spricht: Seyd fruchtbar und mehret euch, und füllet die Erde, aber sie lautet nicht: Ueberladet euch mit Fressen und Saufen. Seyd Gebets-

betsfrohner, singenden Müssiggänger, zeuget keine Kinder —— Ist das nicht offenbar gegen Gottes weise Absicht? — Joseph läßt euch frei und ihr murrt dagegen? Solltet ihr nicht Tag und Nacht für diese Freiheit danken? Wenn ihr das kleine Sprüchelchen noch nicht wisset, so steckt eure Nase in die Schrift, und da werdet ihr finden: Wer des Herrn Wille weiß, und thut ihn nicht, ist doppelter Streiche wehrt.

Ich breche von einer Materie, die mich zu sehr entfernen möchte, ab, und überlasse sie denjenigen, die ein näher Recht haben, sich in genauere Untersuchungen einzulassen. So viel ist gewiß, daß die Catholicken in mehr als einem Betracht stolz seyn, daß sie sich freuen können. Ihre Religion wird von Vorurtheilen und Mißbräuchen gereiniget, sie wird mehr verfeinert, und zum Ruhm muß ich es ihnen nachsagen, daß sie, ehe noch der wichtige Zeitpunct erschien, weit toleranter unter sich, als wir Lutheraner gewesen sind.

Auch bei den Reformirten findet man, daß sie, ohngeachtet sie in ihren Grundsätzen der Religion noch nicht einig sind, doch weit mehr untereinander zusammenhalten, den Armen nach ihren Kräften mehr Gutes thun, als

viele Lutheraner. Obgleich Sie zu Zeiten — doch dieses gehört hieher nicht.

Wie der Mann seine Religion und Religionsverwandten verachtet? Von vernünftigen Lutheranern befürchte ich diesen Vorwurf nicht, und um dumme einfältige bekümmere ich mich nicht. Dieses bringt mich aber auf die Ursache, warum ich generaliter, aber nicht specialiter mitlache.

Theils wegen der Vereinigung der Religion. Die evangelischen Geistliche zerreissen sich Kopf und Hirn, und wollen es zwingen, die drei Hauptreligionen in Eine zu verwandeln — sie wärmen alte Schriften, die davon handeln, auf — und ich halte die Sache für eine moralische Ohnmöglichkeit Man kann doch die Menschen wahrhaftig nicht zwingen, was sie glauben sollen? So viele Menschen es giebt, so vielerlei wird auch beinahe der Glaube seyn.

Theils lache ich nicht specialiter mit, wegen der protestantischen Religion überhaupt. Die catholische wird, wie schon gemeldet worden, fast täglich reiner — und wir Protestanten sitzen hinter dem Ofen, sehen dieser grosen Crisis gelassen zu, rühren uns nicht, hören nur, gaffen, bewundern, staunen — als wenn

die Evangelische, Lutherische die allerbeste, ohne Fehler, ohne Vorurtheile, ohne Mißbräuche wäre! Auf also ihr guten, wackern Männer, die ihr auch schon so lange hinter euerm Schreibtische sitzt, auf — und bemüht euch auf Luthers Schultern zu treten! Was nutzt dem guten Luther seine Emsigkeit, sein Bemühen, wenn er keine gute Nachgänger hat? Nichts als daß wir von Tag zu Tag weniger wissen, was wahre Religion ist. Und wahrlich bleiben wir Protestanten auf diese Art zurück.

Mein Vorhang falle hier nieder. Vielleicht habe ich schon zu viel gesagt, das ich nicht hätte sagen sollen; allein die Liebe zu meiner Religion, sie so rein, so vollkommen wie möglich zu sehen, war die Quelle davon. Euch, die ihr dazu berufen seyd, das Wort Gottes lauter und rein zu lehren, die ihr es wißet und fühlet — bei euch brauche ich mich nicht wegen dem, was ich so eben niedergeschrieben habe, zu entschuldigen.

Keiner, wie ich hoffe, wird mir den Vorwurf machen, daß ich gleichfalls nur darauf ausgieng, mit der Religion zu spielen und sollte er auf den Einfall kommen — so bringt er mich auf den Gedanken, daß er nicht weiß was Religion ist. Wenn unsere Catholicken an-

anfangen, der Wahrheit das Wort zu reden, unpartheiisch ihre Religion betrachten, sie zu verbessern suchen, so darf doch ein ehrlicher Protestant auch ein Wort zu seiner Zeit reden. Mir fällt hier noch ein Streit ein, dem ich selbst mit beigewohnt habe. Er betraf die Frage, welche Religion die beste sey. Es waren drei Bürger, ein Catholik, ein Reformirter und ein Lutheraner. Lange Zeit stritten sie darüber. Endlich kam ein vierter Freund zu ihnen. Es war ein Lutheraner. Alle drei erzehlten ihren Streit, Ihr seyd Narren, erwiederte der vierte: ein jeder erfülle die Pflichten als Unterthan und Bürger; untergrabe die Glückseligkeit seiner Nebenmenschen verfolge und drücke sie nicht — er rede täglich das Beste von ihnen, thue nach seinen Kräften gutes, bemühe sich ein nützlicher Weltbürger zu werden und wuchere mit seinem Pfund, das ihm Gott geschenkt hat, auf eine erlaubte und redliche Art — wer so handelt, so lebt, der hat die beste Religion.

§. 70.

Freiheit zu denken. Wahrheit. Haß. Rechtfertigung.

Dem sey nun aber, wie ihm wolle, (schreibt der Verfasser der Religion

in Teutschland S. 4-5.) ich vertheidige nur den Satz, daß man jedem vernünftigen Mann die Freiheit lassen soll und muß, seine Meynung bescheiden zu entdecken, und zu vertheidigen, daß man Wahrheiten nicht unterdrücken, und die gute Meynungen und Absichten rechtschaffener Patrioten nicht mißkennen soll. Man mag es immer darauf ankommen lassen, daß jeder das, was er redet und schreibet, vertheidige; daß diejenigen, welche sich angegriffen glauben, sich rechtfertigen: und dann fälle man das Urtheil, wer recht habe, und unterstütze das Recht mit allen Kräften. Derjenige, der sich gründlich widerlegt findet, wird so viel Vernunft besitzen, daß er die Wahrheit und den festen Gründen seines Gegners selbst beypflichtet und zum Nutzen der Religion, des Staats und der Menschheit dieselbe mit verbreitet. So lange man aber seine Meynungen nicht frei sagen darf, so lang es nicht erlaubt ist, das was man gesagt hat, mit Beispiele zu beweisen, so lange dergleichen Beispiele als Beweisthümer der Wahrheit unterdrückt, so lang wird nicht Licht genug verbreitet, und die Augen werden nicht geöffnet werden.

Von Herzen unterzeichne ich diese Stelle. Denn was ist für den denkenden Kopf edler

und vortheilhafter als Freiheit zu reden, zu schreiben. Es versteht sich, daß man nicht dabei die Pflichten gegen seinen Schöpfer, gegen die Religion, gegen seinen Monarchen und Obrigkeit vergißt.

Und wie viel gutes, nützliches stiftet eine solche Freiheit? der grose Joseph sah' sie schlummern und auf einen Wink brachte er sie wieder zum Erwachen — Welche Wonne muß nicht der ehrliche Mann empfinden, der sonst nicht schreiben durfte, was er dachte, und wider seinen Willen heucheln mußte. Und welch ein Glück für den Staat! So wie ehrenrähriſche, schlechtdenkende und schlüpfrige Schriften ihn vergiften, so ziehen diejenigen, die die Verehrung gegen den Monarchen, gegen die Obrigkeit, gegen die Religion, die Liebe gegen die Rechtschaffenheit, und reine bescheidene Wahrheit enthalten, den grösten Nutzen nach sich — Sie verbessern, verfeinern, breiten sich immer mehr aus und suchen den gefährlichen Sätzen, die Bösewichter in die Welt einstreuen, Einhalt zu thun. Ob aber **der Verfasser der Reformation in Teutschland** in der Stelle ganz recht hat? — **Derjenige, der sich gründlich widerlegt findet, wird so viel Vernunft besitzen, daß er die Wahrheit und den festen Gründen seines Gegners selbst beypflichtet.** —

Frei=

Freilich bestätigt sich nach der gesunden Vernunft dieser Saz — Aber oft die grösten Gelehrte haben schon bewiesen, daß sie, wenn man ihre Irrthümer entdeckt hat, da am wenigsten Vernunft gehabt haben. Selbst meine noch angehende Schriftstellerei überzeugte mich davon.

Ich nahm mir vor einiger Zeit die Freiheit, über verschiedene Gegenstände, die öffentlich erschienen, meine Gedanken zu sagen. Meine gute Absicht aber hatte die Folgen, daß der, den es betraf, Gelegenheit nahm, die Quintessenz von Ausdrücken, die nur bei dem Pöbel gangbar sind, hinter meinen Rücken mit dem grösten Eifer auszuschütten. Eine solche Rache aber ist ein kleines Insect, das sich durch die zu grose Erschütterung selbst aufreibt.

Unläugbar ist es, daß eine solche Begegnung von der Eigenliebe, die viele Gelehrte in dem höchsten Grad besizen, herrührt. Sie glauben oft, daß alles das, was sie für die Welt ausarbeiten, am besten und nicht zu tadeln wäre. Die Wahrheit, so liebenswürdig sie ist — so erzeugt sie im Durchschnitt genommen nichts als Haß und Verfolgung. Auch mich wird bei gegenwärtiger Schrift dieses Loos treffen — aber was schadet es? Aus allem dem was ich bis izt niedergeschrieben

habe, könnten vielleicht meine Leser denken, als ob ich nur darauf bedacht gewesen wäre, mich über alle Stände aufzuhalten, ihre Schwächen und Mißbräuche darzustellen und das Gute und Nützliche zu verringern. Es ist wahr von Hauptständen habe ich keinen geschont, und selbst den Meinigen nicht — aber wenn ich die schlimme Seite betrachte, so versteht sich allemal von selbst, daß auch eine gute Seite da ist. Ich berühre dieses aus dem Grund, um dem Vorwurf, als ob ich auf diesen oder jenen Stand einen Groll hätte, vorzubeugen — Teutschland wie es in einigen Stücken ist, darzustellen — dieß war mein Vorsatz — wie und auf welche Art mir dieser jugendliche Versuch gelungen, erwarte ich von Männern, die länger, als ich gelebt, und die Welt besser, als ich kennen.

Wahrheit, Unpartheilichkeit, Verehrung gegen meine Obrigkeit, warmer Eifer gegen meine Religion, gegen meine Nebenmenschen, die keine Verdienste, sondern die einem jeden Pflicht seyn müssen, wählte ich zu meinen Führern, und diese treuen Begleiter schützten mich für der Unwahrheit, Feindschaft und andern gefährlichen Sätzen. Meinen Namen setzte ich dem Werkchen vor, nicht aus Eigenliebe, um ihn gedruckt zu sehen, von Haus zu Haus damit zu wandern und es umsonst, wie mir

die Fälle auch schon begegnet sind, auszutheilen, sondern darum, damit der, welcher etwas gegen mich einzuwenden hätte, mich alsobald finden kann. Denn nur derjenigen Gattung suche ich nach meinen Kräften beizutreten, die alles das, was sie schreibt, auch zu vertheidigen weiß. Hauptsächlich aber auch darum, weil es unser Vater und Oberhaupt des heiligen römischen Reichs, unser grose Joseph befohlen hat — Allerhöchster Befehl ist mir Pflicht und Aufmunterung.

§. 71.

Regenten. Obrigkeiten. Hachachtung. Unterthanen. Bürger.

Eben da so viele tausend Menschen sich nicht um die Religion bekümmern, so ist es natürlich, daß ihnen die Ehrerbietung und Hochachtung noch weniger an dem Herzen liegt. Wie oft bemerkte ich dieses bei Unterthanen und Bürgern. Der Regent, die Obrigkeit mag machen, und gutes stiften, so viel sie will, so wird der Unterthan, der Bürger noch immer etwas dagegen einzuwenden wissen — Und wenn er es nur bei sich behielte — Aber nein, da geht man an öffentlichen Plätzen und spricht, wovon ich schon sehr oft ein Augenzeuge gewesen, so schlecht, so nie-

verächtig so beleidigend von seinen Obern, daß es wahrlich jedem ehrlichen Biedermann wehe thun muß. Will man den schlechtdenkenden Geschwäzen Einhalt thun, so gießt man Oel in das Feuer. Anstatt, daß die Leute in sich gehn sollten, werden sie gröber unverschämter, wie mich selbst die Erfahrung davon sattsam überzeugt hat.

Unterthanen, Bürger! hütet euch für solche schwarze Handlungen! Undankbarkeit ist ein groses Laster, aber Verachtung, gegen seinen Regenten, gegen seine Obrigkeit ist in meinen Augen noch ein gröseres! Wo bleibt die väterliche Liebe, wenn Ehrfurcht vor dem Thron, Hochachtung und Gehorsam vor die Obrigkeit ermattet? prüft erst die Handlungen eurer Obern, und gesezt, sie hätten gefehlt — so befiehlt, wie ich schon bei einer andern Gelegenheit gesagt habe, die Religion, die Ehrerbietung, die Menschenliebe, das Beste von seinem Nächsten zu sprechen, wie vielmehr von den Personen, die an Gottesstatt gesezt sind. Wüßte ein jeder Unterthan, ein jeder Burger seine Schuldigkeit zu beobachten, seinen Obern den gebührenden Gehorsam zu leisten; so würden wahrlich die Regenten, die Obrigkeiten mehr schlafende, als wachende Nächte haben — denn ein zärtlichliebender rechtschaffener Vater, wünscht der nicht sein Kind glücklich? —

§. 72.

§. 72.

Jugend. Alter. Mädchen. Jünglinge.

Auch finde ich bei den Mädchen und Jünglingen einen sehr unanständigen und unverzeihlichen Fehler, welcher die Ehrerbietung betrift. Durch ein Beispiel wird man mich deutlicher verstehn. Einige Buben von etwa 10 - 14 Jahren spielten an einem öffentlichen Platz. Ueber jeden, der vorbeigegangen, hielten sie sich auf, spotteten seiner und lachten ihn aus. Besonders hatte ein sehr abgelebter Greis dieses Schicksal. Der alte Vater hörte ihre Spöttereien, bliebe stehn und sagte ganz gelassen — Kinder lernt das Alter schätzen, und seyd ehrerbietig. Denkt, daß ihr auch Väter, auch so alt wie ich werden könnet, und daß, wenn ihr so fortfahrt, das Widervergeltungsrecht gewiß nicht ausbleibt.

Die Pursche lachten noch ärger: seufzend gieng der Greis, dessen Reden mir einige Thränen entlockten, weg, indem er zu sich selbst sprach — So ist die Jugend in unsern Zeiten! von der Wiege wird sie oft verdorben, und wenn sie Früchte bringen soll, so schießt sie in Halmen — O Aeltern! Aeltern!

tern! was für eine Verantwortung für euch. Wenn ihr die Pflichten kenntet, so würden sie auch eure Kinder besser erfüllen — lange noch fuhr der gute Alte in diesem Ton fort — lange! aber die Pursche kehrten sich daran nicht. In der That ist es zum Erstaunen, wie sehr in diesem Stücke die Jugend ausgeartet ist — Erreicht sie ihr zwanzigstes Jahr, so ist es noch ärger. Sie hat denn bisweilen Bücher gelesen, etwa einen Gedanken behalten, und diesen bringet sie zum Nachtheil an. Hochachtung, Gefälligkeit gegen das Alter wird ganz aus den Augen gesetzt. Verachtung, Spott ist sein Loos. Auch die jungen Frauenzimmer versäumen hierinnen nichts. Sie bezeigen sich eben so. Wenn man ihren Unterredungen doch unbemerkt zuhören kann, so sollte man glauben, daß sie lange schon die Freuden des Ehestands genossen hätten. Kaum sind sie aus der Schale, so wollen sie schon wieder ein Ey seyn. Unsere neusten Romanen tragen freilich dazu viel bei. Sie vergessen Haushaltung, Vaters, Mutters Pflicht, wetteifern mit ihren Gespielinnen in der schmelzenden Liebe, wählen sich ein junges süsses Herrchen, um mit ihm den Roman anzufangen, und gehen durch — meistentheils in der Absicht, damit man auch von ihnen eine Geschichte schreiben möge. —

§. 73.

§. 73.
Aussichten. Friederich. Joseph.

So viele traurige Gedanken in meiner Seele aufstiegen, als ich anfieng, Teutschland ohnpartheiisch zu betrachten, indem ich so viele Vorurtheile, Aberglauben, niedrige Denkungsart entdeckte, und den Vorhang, hinter welchen Menschenliebe, reine Religion Toleranz, alte teutsche Redlichkeit stunden, und nicht hervor kommen durften, vorgezogen sah, so sehr erheiterte auf der andern Seite der Augenblick mein Innerstes, und verdrängte alle meine traurigen Bilder, als auf einmal der grose Joseph diesen Vorhang selbst wegzog — Itzt treten reine Religion, Toleranz, Menschenliebe hervor, athmen freier, und suchen die Herzen der Menschen auf das stärkste zu beleben. Künste, Wissenschaften haben sich ausgebreitet, und breiten sich noch aus, bilden und verfeinern uns. Ich könnte bequem einige Blätter von den anführen, die itzt auf den meisten Universitäten gelehrt werden. Jedes Fach ist von den würdigsten und einsichtsvollsten Männern besetzt — Gelehrte Obrigkeiten, Fürsten, Monarchen muntern auf; belohnen, handhaben die Gerechtigkeit, und bestrafen das Laster. Wie hat sich nicht seit fünfzig Jahren Teutschland, ja ganz Europa zu sei-

nem grösten Vortheil geändert! Die Baukunst hat eine neue Form erhalten. Aus Bauernhöfe werden Dörfer; aus Dörfern kleine Städte — endlich die grösten. Bildende Künste und Wissenschaften, die in vielen Städten betteln dörfen nicht an dem Thron der Monarchen nach Brod gehn — Licht verbreitet und Aberglauben verliehrt sich allenthalben — Glückliche Zeiten! glückliche Aussichten! ob wir auch so wohlthätige Monarchen haben?

Wo ist er, mit jenem Schriftsteller zu sagen, der Monarch, der mit einem schöpferischen Geist, sich den Entwurf seiner Regierung, die in ihrem Innern und nicht in den Augen der geblendeten Welt gros ist, bildet? der die gemeine Bahn derer, die den Beinamen der Grosen führen, zu verlassen, den Verstand und das Herz hat, seinen Unterthanen die gebührende bürgerlichen Freiheiten zu geben, weil er weise und gut ist, und weil sie dadurch tugendhafter, vollkommener und einsichtsvoller werden, indem sie, wie er, Gott, also ihm nachahmen, dem sie ihre allzu grosen Freiheiten aufopfern, weil sie ihm besser trauen, als sich selbst, der seine Unterthanen lieber fromm und gut, als reich; sein Reich mehr blühend, als gros; seine Unterthanen liebt, wie ein zärtlich liebender Vater seine Kinder, der nicht stolz, sondern menschenfreundlich und herablassend ist — der alle seine Länder durchreiste,

um sie genauer kennen zu lernen, und damit keines unter einem drückenden Joch schmachte, der die herrlichsten Pflanzschulen, die nützlichsten Einrichtungen zu machen befiehlt, die jungen Genies aufmuntert, Verdienste würdiger Männer belohnt — jedem, der schreiben will, zu schreiben erlaubt, und den denkenden Kopf nicht unterdrückt — dem Bauern, dem Handwerker, dem Soldaten, dem Handelsstand, dem Künstler, dem Gelehrten viele tausend Mittel an die Hand giebt, wodurch sie ihre Talente zum Nutzen des Staats und der Welt anwenden können — der die wahre reine Religion besitzt und die Toleranz erweitert, der die Hauptquelle ist, daß die Welt viele tausend Bewohner mehr erhält; der seine Nachbarn lieber freundschaftlich, als ganz schwach wünscht, dessen Geist und unermüdeter Eifer diesen so erhabenen Zweck für die Menschheit erhalten, und der dadurch seine aussehende Vorsicht seinem Reiche diesen glückseligsten Zustand, bis auf die spätesten Nachkommen versichert? — wo ist der Monarch, der diesem Bilde so ganz, so vollkommen gleicht? — — Friederich der Grose? ja Friederich der Grose! aber auch Joseph ist es! Joseph, der zweite! der Grose! der Gröseste!

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Seyfried, Heinrich Wilhelm,

Spiegel ohne Quecksilber, in welchem alle diejenigen, welche hinein sehen, doch ihr eigenes Bild finden können Ein kleiner Beitrag zur Geschichte der Menschheit für Teutschland

Frankfurt ; Leipzig 1782

H.g.hum. 251-7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10446158-2
VD18 11882131